

STUDENTENARBEIT

Belgien

Neun Abhandlungen der Sammlung „Der Kampf um Belgien“

Flandern (Leo Schwering) ▪ Durch Flandern und Brabant (Leo Schwering) ▪ Die Verkehrsentwicklung in Belgien (Otto Dresemann) ▪ Der belgische Klerus (Anton Fürstenberg) ▪ Das religiöse Problem in Belgien (Julius Bachem) ▪ Die belgische Landwirtschaft (Hermann Ritter) ▪ Die belgische Arbeiterbewegung (Theodor Brauer) ▪ Die französische Literatur in Belgien (Hubert Effer) Sprachen und Rassen in Belgien (Leo Schwering)

Herausgegeben vom

Sekretariat Sozialer Studentenarbeit

Erschienen im Volksvereins-Verlag GmbH., M.Gladbach 1916

Den Umschlagtitel zeichnete Adolf Schwindt (Darmstadt)

Preis *M* 2.40

Inhalt



Flandern

Leo Schwering (Cöln)

Die Geographen pflegen auf unserer Erde eine Land- und Wasserhalbkugel zu unterscheiden. Sie verlegen den Pol der Landhalbkugel in die Gegend des Ärmelmeers. Hier also ist der Mittelpunkt, das Herz der Erde. Hier muß es am kräftigsten schlagen. In der Tat! Ist es ein Zufall, wenn sich in unmittelbarer Nähe des Landpols die größte Stadt der Welt, London, entwickelte? Wenn alle die Völker, welche einmal nach der Weltherrschaft strebten, oder sie inne hatten, hier ihren Sitz gehabt haben? Gibt es eine Wasserstraße, die sich an Zahl der durchfahrenden Schiffe aller Nationen mit dem Kanal zu messen in der Lage wäre?

Unser Volk mag es als eine wunderbare Fügung der Vorsehung ansehen, daß es, allerdings erst in seinen Verzweigungen, die Gestade dieses Meeres inne hat. Oder dürfen wir nicht sogar mit Stolz sagen: das schon in alter Zeit entbrannte Ringen um diese Weltstraße, die trotz aller spätern Wandlungen der Verkehrsgeschichte nie etwas von ihrer Bedeutung verlor, führte die im Daseinskampfe unerschrockensten und kräftigsten Völker an das Herz der Welt?

So berühren denn das Gestade des Kanals in weiterem Sinne: Deutsche, Holländer, Flamen, Nordfranzosen und Engländer. Sie alle tragen, mit ihrer Energie und willenskräftigen Unternehmungslust, die unverkennbaren Grundzüge ihrer germanischen Urmutter, so sehr sie auch im einzelnen sich im Laufe der Jahrhunderte und der langen Entfremdung von der Urahne gewandelt haben mögen.

Sie alle kamen im Gange ihrer Geschichte zu staatlichem Sonderleben, am spätesten die Holländer; nur eine der den Kanal umrandenden Nationen mußte bis zur Stunde darauf verzichten: die Flamen.

Allerdings, wie kaum ein germanisches Volk, wurden sie geschüttelt und in alle Kämpfe verstrickt, welche die Welt durchtobten. Die wundersame Gunst seiner Lage im Herzen der Welt eben war es, die das Land zum Streitobjekt aller der Mächte machen mußte, die um die Weltherrschaft gerungen haben.

Vor allen deutschen Stämmen riß sie das Fluten des Weltverkehrs in weltgeschichtliche Bewegungen. Weit voraus waren sie uns allen in den Frühtagen des Mittelalters. Im Flamland war es damals, wo sich zuerst städtisches Leben entfaltete. Brügge, Gent, Ypern schienen einander zu überbieten an Pracht und Reichtum. In zähen Kämpfen verteidigten sie ihre Selbständigkeit noch über die Tage hinaus, da auf den Schlachtfeldern Flanderns eine der großen weltgeschichtlichen Fragen, der Kampf zwischen Bürgertum und fürstlichem Absolutismus, zuungunsten des erstern entschieden worden war. Die kraftstrotzenden Gestalten der Artevelde, Vater und Sohn, der Pieter de Koninck, Jan Breydel ragen als Typen des selbstbewußten Flamentums in unsere Tage hinein, wie die Belfriede der heutigen Städte: trotzig, ernst und mahnend.

Dem flämischen Bürgertum ward im Zuge der allgemeinen Entwicklung der Menschheitsgeschichte die Selbständigkeit entwunden, es verfiel nacheinander den sich entwickelnden Weltmächten. Es blieb endlich der kurzlebigen, aber von starken staatbildenden Gedanken getragenen burgundischen Macht, die die letzten Regungen germanischer Selbsttätigkeit und Selbständigkeit ohne Erbarmen erdrosselte.

Von diesem Augenblicke ab begann Flamland sich selbst zu verlieren. Die ohnehin dünne Verbindung zum Reiche ward unter Karl V., der die burgundisch-spanisch-österreichische Erbschaft vereinte, völlig unterbrochen, aber die Weltbedeutung des flämischen Landes erstieg gerade damals im letzten Aufleuchten eine schwindelnde Höhe. Antwerpen lief allen Rivalen den Rang ab und schwang sich zur ersten Handelsstadt der Welt empor. Hier, nicht in den fernen Ländern der neuen Welt, war der goldene Boden aus dem Karl die Gelder für seine kostspieligen Feldzüge und Unternehmungen schöpfte.

Aber mit seinem Tode und der schweren Erschütterung, welche die Weltmacht Spanien durch England empfing, die Loslösung der nördlichen Provinzen, die Vernichtung des Handels durch die religiösen Kämpfe und die sich daran anschließenden Abwanderungen ganzer Gruppen der flämischen Bevölkerung, stießen das Flamland mit dem Ausscheiden Spaniens aus der Zahl der Weltmächte, in jenen Schlaf, aus dem es nur dann geweckt wurde, wenn das Ringen der Weltmächte von neuem die überragende Bedeutung der flämischen Küste und ihres Hinterlandes klar machten.

So ward es im spanischen Erbfolgekrieg der Schauplatz blutiger Kämpfe, spielten sich beim Losbrausen der französischen Revolution hier die ersten Kämpfe ab, ward der Dämon, den die Revolution geboren, Napoleon, hier endgültig beschworen.

Auf dem Wiener Kongreß verhinderte dann die englische Politik, daß auf dem kampfdurchwühlten Boden ein selbständiger Staat geschaffen wurde, oder, daß das Land, was damals vielleicht die richtige Lösung, dem Mutterlande in irgendeiner Form zurückgegeben worden wäre. So mußte es in leidenschaftlichem Aufbegehren sich 1830 selbst die Wege bahnen zu einer Verbindung, die freilich nur aus dem Widerstreit der das Land argwöhnisch betrachtenden Großmächte Frankreich und England entstehen konnte, zu dem belgischen Staate.

Damals konnte dies Gebilde unter dem vielfachen Drucke, der Belgien von allen Seiten hin und herschob, spontan entstehen, um so mehr, als die Abneigung gegen die Verbindung mit dem kalvinischen Holland der mit Frankreich, dem die Liberalen sowohl wie Katholiken abgeneigt waren, die Wage hielt.

Für weitblickende Politiker mußte von dem Augenblick ab, wo im Zuge der Menschheitsentwicklung das Nationalitätenprinzip zu immer größerer Bedeutung emporwuchs, der Bestand des belgischen Staates fraglich werden.

Die seit dem Erstehen des belgischen Staates erwachende flämische Bewegung ist eine der interessantesten Erscheinungen des uns alle beherrschenden Nationalitätenprinzips. Sie deucht uns um so merkwürdiger, als hier ein germanischer Dialekt, das Niederdeutsch, mit einer hochentwickelten Kultursprache, die dazu von den Ansprüchen einer Weltmacht getragen wird, furchtlos und zäh ringt. Die oft von uns draußen mit Bedauern festgestellte Tatsache, daß der Germane, unter andere Nationen gestellt, nur zu rasch seine Eigenart und bald auch seine Sprache einbüßt, verkehrt sich hier gerade in ihr Gegenteil. Die trotzige flämische Kraft, die einst auf dem Schlachtfelde von Kortryk das glatte französische Rittertum jauchzend zu Boden hieb, scheint, einmal erwacht und richtig geleitet, auch heute noch nichts von diesem germanischen Kampfesmut eingebüßt zu haben. Mit steigender Befriedigung durften wir in den letzten Jahrzehnten ein immer größeres und bewußteres Anschwellen der flämischen Bewegung feststellen. Auch zahlengemäß rückten die germanischen Flamen infolge ihres größern Kinderreichtums überall vor und drängten das Wallonentum, an dessen Mark dieselben Schäden zehren wie in dem benachbarten und ihnen so nahe stehenden Frankreich, langsam und stetig zurück. Und nicht nur zahlengemäß! Der Volkswirt kann es deutlich verfolgen, wie auf der Grenzscheide der beiden Nationen, sie liegt etwa auf dem Breitenkreis wenig südwärts von Brüssel, wie sich auch rein geographisch die Grenze zu verschieben beginnt, indem die Dörfer, die früher

eine ganze oder überwiegende wallonische Bevölkerung besaßen, jetzt langsam völlig flämisch geworden sind. Es ist ein verzweifeltes Ringen um die Grenze. Es gleicht den langen Fronten unserer modernen Schlachtheere; die Fortschritte erfolgen nicht stoßweise, aber sie gehen den langsamen unveränderlichen Gang des flämischen Sieges, weil hier die zukunftsfrohe Daseinskraft noch nicht angekränkelt ist von den greisenhaften egoistischen Nützlichkeitserwägungen einer Überkultur, die den natürlichen Kräften jugendfrischer Völker sich rechnend entgegenstemmen will.

So trägt die flämische Bewegung in sich die Hoffnung des endgültigen Sieges, das hat sie aus kleinen Anfängen zu der gewaltigen Flut anwachsen lassen, als die sie uns heute erscheint.

Die großen Bewegungen der Völker wachsen oft aus winzigen Anfängen hervor. Auch die flämische Bewegung ist nicht spontan als Volksbewegung entstanden. Ihren Ursprung, mit dem bewußten Streben, die flämische Stammesart gegenüber der wallonischen zur Geltung zu bringen, hat sie in den Kreisen der gebildeten jüngeren Flamen gehabt. Es ist nicht das erste Mal, daß die Jungen es waren, die hier Bahn schafften. Namentlich in den Kreisen der flämischen Studenten flammten die ersten Zeichen der beginnenden nationalen Umwälzung auf. Durch Widerstände aller Art gehemmt, breitete sie sich trotz alledem, getragen von einem glühenden Idealismus, weiter aus und ergreift auch die reifen, bedächtigen Männer. Rodenbach hat mit Recht einmal die flämischen Studenten und ihre Bestrebungen in Vereinen und Verbänden, auf Hoch- und Mittelschulen, mit der Aufgabe der deutschen Burschenschaften verglichen. Dieser Vergleich ist treffend. Das Flamentum besaß den Vorzug dieser deutschen Feuerköpfe, ihre findige Organisationsfähigkeit, aber es besaß noch mehr: die kluge und wägende Zurückhaltung, die die flämische Bewegung im ganzen vor den Rückfällen bewahrte, die solchen Fluten nationaler Erregung fast nie erspart bleiben. Freilich ist diese staunenswerte Erscheinung nicht zum geringsten Teil den Führern zu danken, die die Flamen von Anbeginn gehabt haben. Angefangen mit dem großen Coremanns, über die Rodenbach, David, Verriest, bis zu dem genialen Franz Cauwelaerts. Oft so verschieden an Begabung, Temperament, Vorbildung und Stand verkörpern sie doch in ihrer Gesamtheit den stolzen Flamen von heute mit der glühenden Liebe zu seinem Lande, seiner Sprache und Geschichte.

Was sie im Verein mit tatendurstigen Männern schufen, die flämische Bewegung, ist ein Wunderwerk germanischer Organisationsfähigkeit.

In ihrem tiefsten Kern ist sie nichts anderes als der Kampf der flämisch-germanischen Kultur gegen die aufgedrungene französisch-wallonische.

Es bedurfte der ganzen trotzigen Zähigkeit des flämischen Volkscharakters, um diesen Kampf aufzunehmen. Den ersten Streitern schienen keine Erfolge zu winken. Verwälscht war das ganze Volk, die Sprache, die Erziehung, die Kunst, die Literatur. Schon allein die Aufrüttelung der trägen Masse, mit ihren seit Generationen eingewurzelten Vorurteilen, schien ein fast aussichtsloses Unternehmen.

Da taten sich Vereine aller Art, die zunächst nur unter den zielbewußten flämischen Gebildeten Mitglieder hatten, auf, nur langsam griffen sie auf die breiten Massen über. Es ist klar daß einer solchen Bewegung sich Hemmungen sehr bedeutsamer Art, die bald von innen, bald von außen gekommen sind, entgegenstellen mußten.

Die größten Schwierigkeiten liegen zweifellos darin, daß hier ein Dialekt mit einer überlegenen Kultursprache den ungleichen Kampf aufnehmen mußte. Alle Erfahrungen, die ein solches Ringen begleiten, mußten auch die Flamen bitter in den Kauf nehmen. Sie liegen tief in der menschlichen Natur begründet und werden sich unter ähnlichen Verhältnissen stets wiederholen. Auch bei ihnen galt es für vornehm, französisch zu sprechen. Zahlreiche französische Gouvernanten hatten Zutritt zu den Kindern flämischer Bürger; so floß französisches Wesen und Kultur unmerklich mit der Sprache in die Kinder hinein: untereinander spricht man französisch, flämisch dagegen mit den Dienstboten; es sind Zustände, wie sie übrigens in den Zeiten unserer staatlichen Ohnmacht auch unserm Volke durchaus vertraut gewesen sind. Die französische Kultur konnte mit ihrer Sprache um so ungehinderter allenthalben Zutritt finden, als es an einer flämischen Schriftsprache lange fehlte, und die dialektischen Verschiedenheiten unter den einzelnen Landschaften oft merklich genug ins Gewicht fielen. Hierzu kommt, daß eine verfehlte Unterrichtsmethode tausende von jungen Flamen weder zu einer gründlichen Kenntnis der Muttersprache noch des Französischen kommen ließ. Überall zeigte sich die gewaltige kulturelle Überlegenheit der Weltsprache und ihrer in tausend Poren in das Land eindringenden Art und die Ohnmacht des Dialekts.

Nicht erst zu reden von der Gegnerschaft, welche die flämischen Bestrebungen in der Regierung des Landes fanden. Diese war von Anbeginn durchaus französisch. Es soll nicht abgestritten werden, daß dem ohnehin sprachlich nicht sehr begabten Franzosen die Erlernung eines niederdeutschen Dialekts außerordentlich schwer fällt. Auch sonst empfing das Flamentum von der Regierung, die leider

nur zu sehr französischen Einflüssen sich öffnete, obschon die kirchlichen Kreise des Landes namentlich später ihre Begeisterung für das Franzosentum aus den verschiedensten Gründen wohl hätten dämpfen dürfen, keine Förderung. Die Gerichtssprache, die Sprache des Parlaments, des Heeres waren oder sind noch gallisch, obwohl das Plus der flämischen Bevölkerung von Jahr zu Jahr zunimmt, obwohl z. B. im Heere die Zahl der Flamen die der Wallonen um ein erhebliches übertrifft. Eine weitere schwere Hemmung lag in dem Schmerzenskind der flämischen Bewegung, in den Städten. Sie, in denen Kultureinflüsse viel mächtiger, der einzelne den auf ihn eindringenden Elementen viel wehrloser gegenüber steht, zeigten nur zu sehr die momentane Überlegenheit der französischen Kultur. So war es möglich, daß z. B. Brüssel, obschon mitten im flämischen Sprachgebiet gelegen, durchaus französisches Gepräge trägt und der Fremde alles eher, denn eine echte flämische Stadt vor sich zu haben glaubt. Der statistische Beweis für die Verfranzösierung der Stadt ist leider eine Tatsache. Nur noch 48 Prozent gaben 1910 ihre Muttersprache als flämisch an, in dem rein flämischen Mecheln gab es im genannten Jahre bereits 6,4 Prozent, die französisch als Gebrauchssprache erklärten. In allen übrigen Städten dasselbe Bild, überall steigt die Quote des Französischen, sinkt die des Flämischen. In zahlreichen flämischen Städten bedienen sich in den Stadtparlamenten bis zur Stunde auch flämische Stadtverordnete ihrer Muttersprache nicht; von den Französlingen in der Kammer und den höhern Beamtenstellen erst gar nicht zu reden. Nur die überlegene Volkszunahme gleicht alle Verluste nicht nur aus, sondern bessert die allgemeine Bilanz fortgesetzt zugunsten der Flamen. Aber es bleibt die Tatsache, daß in den Städten dem Flamentum alljährlich bedeutsame Kräfte entzogen wurden. Neben der allgemeinen Überlegenheit der alten französischen Kultur, neben die sich die junge flämische stellen muß, hat selbstverständlich die Regierung ein gut Teil schuld daran, deren Stellung man kaum als paritätisch bezeichnen kann. Das aber muß man den leitenden Kreisen der Regierung lassen, daß sie geschickt alles getan haben, um die anwachsende nationale Bewegung zurückzudämmen. Und dabei hat es ihr nicht gefehlt an jener Art, die dem Franzosentum so sehr eigen: mit einer gewissen Liebenswürdigkeit seine Absichten unverblümt durchzusetzen, d. h. in der Form paritätisch, hat die Regierung in der Sache die flämische Bewegung als lästig und gefährlich angelegentlichst befehdet. Aber gerade diese Stellungnahme hat Tausende in Lethargie verharren lassen, die ohne starkes Interesse für ihre Nationalität, von Jugend auf nationalistisch verdorben, nur schwer,

oder überhaupt nicht für die große nationale Sache zu gewinnen waren. Wäre die Haltung der wallonischen Kreise der Regierung so täppisch gewesen wie manche ihrer blinden nationalistischen Parteigänger, so würde ein leidenschaftliches Aufflammen des flämischen Nationalstolzes die Folge gewesen sein; das aber wäre ein Heil für die germanische Bewegung gewesen.

Man vergißt nur zu häufig hervorzuheben, wie geschickt stets die im Kern wallonisch gesinnte Regierung zu handeln verstanden hat. Um so mehr glänzt dann auch wieder das wundervoll Kernige und Echte der national-flämischen Bewegung, die auch die diplomatischen Hiebe geschickt aufzufangen und zu parieren verstanden hat.

Nicht minder große Hemmungen als von seiten der Gegner und aus den indolenten eignen Reihen drohen der Bewegung auch solche seitens bewußt französischer Flamen. Eins der traurigsten und berühmtesten Beispiele liefert Maeterlinck und der ihm an Begabung kaum nachstehende Verhaeren. Es ist leicht in das Verdammungsurteil über diese Männer einzustimmen, aber man darf nicht vergessen, daß solche Erscheiuungen die steten Begleiter nationaler Kämpfe sind, namentlich, wenn die Verhältnisse so schwierig liegen, wie in Belgien. Haben wir nicht unter uns auch solche Männer gehabt? Haben wir nicht selbst vor dem großen Kriege fremdländischem Einfluß, vor allem auch Frankreich, nur zu bereitwillig die Tore geöffnet? Wird es bei uns nach dem Kriege besser werden?

Trotzdem sind dieser Maeterlinck und Verhaeren zu Zeiten, in denen Nationalitätenfragen beinahe die Bedeutung der Konfession in frühern Jahrhunderten erhalten, äußerst unsympathisch, besonders, wenn sie, wie es geschah, ihr eignes Volk beschimpfen. Aber beweisen sie wieder nicht auf der andern Seite jene unheimliche schöpferische Kraft dieses Volkes, das einen Rubens aus sich gebar und mehr wie einmal im Laufe seiner Geschichte zu dem Höchsten berufen war? Aber die Gefahr bei der Abschwenkung von Männern von der Bedeutung Maeterlincks und Verhaerens in das feindliche Lager liegt auf der Hand, um so mehr als sie ihr Germanentum weder im Namen noch in der Art ihrer Dichtung verleugnen können.

Ebenso bedeutsam für das schwierige Vordringen der Flamen ist der Umstand, daß sie durchgängig minderbemittelter sind als die französisch gesinnten Kreise. Die Bedeutung dieser Unterlegenheit in wirtschaftlicher Beziehung ist nicht entscheidend auf die Dauer, aber zu dem Verlangsamungsprozeß trägt sie das ihrige bei.

Viel läßt auch die Einbeziehung der Massen des Volkes noch zu wünschen übrig. Schuld daran ist der Tiefstand der allgemeinen

Volksbildung. Hier bedarf es noch intensiver Arbeit, die rastlos und geduldig gefördert werden muß. Der flämische Arbeiter kann sich mit dem französischen oder englischen an Allgemeinbildung nicht messen, von dem deutschen Arbeiter erst gar nicht zu reden. Und doch stecken hier noch unendliche Kapitalien unverbrauchter Volkskraft, die nur herangezogen zu werden brauchen. Wohl genützt würden sie der Bewegung eine Stoßkraft geben, der nichts widerstehen könnte; denn hier ruhen im Grunde der Volksseele noch Reste jener ungeheuren Wucht, die wie Naturgewalten daherbrausen können. Vielfach noch Landarbeiter weiß der Flame nichts von der Afterkultur, die unter den Wallonen im industriereichen Süden die Volkskraft schwächt und zur Volksvermehrung untauglich macht.

Aber auch dem Volkstum der untern sozialen Schichten drohen Gefahren; allein schon bei der starken Abwanderung flämischer Volksgenossen in die Bergwerke und die industriellen Unternehmungen der Wallonei kann es nicht ohne erhebliche Verluste an reinem Volkstum abgehen. Losgelöst von dem starken Halt, den ihm die flämische Umgebung gibt, ist der ungebildete und oft verwahrloste flämische Arbeiter viel stärker noch der Einwirkung Frankreichs ausgesetzt, als die gebildeten Schichten des Mittelstandes. Auch hier ist die Bewegung im Zuge, aber die vollkommene Durchdringung der Massen liegt noch in weitem Felde.

Aber auch durch die Hemmnisse der flämischen Bewegung blicken wir überall in eine bessere Zukunft. Zähigkeit und Willenskraft werden als Haupteigenschaften dieser Nation gerühmt. Sie werden nicht mehr lassen von dem, was sie begonnen, bis das Ziel erreicht ist.

Diesen ideellen Vorzügen der Rasse, die auch echt germanisch sind, gesellen sich andere Vorzüge bei, die der Bewegung einzige Züge verleihen. Das ist die wundervolle Organisationsfähigkeit. Auch sie ist echt germanisch. Bei allem eignen Wollen versteht der einzelne, was es heißt, sich einer großen Idee zum Nutzen des Ganzen unterzuordnen. Wie ein wundersames, engmaschiges Netz wird seit Jahrzehnten die flämische Bewegung überall hin ausgebreitet, mit ihren Erfolgen wuchs die Verfeinerung der Organisation. Unablässig ward das Volk zusammengeholt, aufgeklärt, begeistert, geweckt. Im Parlament, in den Provinzial- und Stadträten, Volksversammlungen und künstlerischen Zirkeln, Universitäten, höhern Schulen, in Arbeiter- und Berufsorganisationen. Die Bedeutung dieser Gruppen für die Bewegung ist natürlich nicht gleich. Aber dem Beobachter drängen sich im Zuge des Ganzen doch einzelne als besonders kräftig auf: Partei, Presse, Literatur, Führer.

Die Zersplitterung der Volkskräfte in Parteien, die wir in allen

Kulturstaaten mit Parlamenten auftauchen sehen, hat auch in Belgien nicht gefehlt. Außer der Katholischen Partei, die weitaus die meisten Anhänger zählt und damit in dem parlamentarisch regierten Lande die Regierung beherrscht, bestehen noch eine sozialistische und eine liberale Partei. Obschon die Flamen in ihrer überwältigenden Mehrheit der herrschenden Katholischen Partei angehören, und die politische Scheidung zwischen ihr und den beiden andern Parteien, welch letztere in häufigen Wahlabkommen zusammengegangen sind, außerordentlich scharf ist, schlägt doch die Rasseneinheit ihre Brücke. Die Abgeordneten aller drei Parteien gehen in allen flämischen Fragen einig zusammen. Es bedeutet für die flämische Bewegung eine unendliche Förderung, daß es gelang, eine spezifisch flämische Volkspartei zu schaffen, die alle andern Gegensätze zu überbrücken in der Lage war. Nichts beweist schärfer die Bedeutung der nationalen Frage, als diese Tatsache. In der Tat: als positives Einigungsband hat die nationale Zusammengehörigkeit eine Festigkeit erlangt, die sich nur mit der Bedeutung der Gemeinsamkeit der Konfession in frühern Zeiten vergleichen läßt. Alle Gegensätze sozialer, wirtschaftlicher, religiöser Natur, die sonst scharf ausgeprägt die Lager scheiden, treten davor zurück. Das ist ein Triumph germanisch-flämischen Idealismus, politischer Klugheit und Organisationskraft.

Es darf hier nicht vergessen werden, daß auch dem flämischen Klerus ein gewaltiges Stück germanischer Kulturarbeit zu danken ist. In seiner überwältigenden Mehrheit ist er flämisch gesinnt. Die Stellung der Kirche, die keine Nationalitäten kennt, war natürlich eine ungemein schwierige. Die namentlich in ihren Anfängen äußerst stürmisch vorgehende Bewegung hat manchen Gegendruck auszuhalten gehabt, und doch ist gerade aus den flämischen Priesterseminarien eine starke Welle ausgegangen, die vorzüglich die katholischen Studenten und Mittelschüler ergriff und mit als die ersten in die nationale Bewegung schon bald nach der Revolution von 1830 hineinriß. Auch heute liegen die Fäden im Flamland oft in geistlicher Hand. Eine starke geistige Regsamkeit zeichnet sie noch heute aus, ging doch Gezelle aus ihren Kreisen hervor. Ja, es würde ohne sie gar nicht möglich gewesen sein, die nationalen Gedanken so in die Breite gehen zu lassen; das flämische Landvolk sieht noch heute in seinen Geistlichen die geborenen Führer und Helfer in nationalen Fragen.

Ihrer Hilfe war es auch zu danken, wenn die flämische Presse so weite Wellen schlagen konnte. Es zeugt von dem klaren Blick der Führer, wenn sie von früh auf dieser Seite besondere Sorgfalt zuwandten. Aber die Verbreitung fand ihre Hindernisse, die in der Struktur und dem Bildungsniveau der flämischen Volksmassen lagen.

Die Einsicht in die Bedeutung der Presse ist nicht überall gleich verbreitet, außerdem standen die Kapitalien nicht immer zur Verfügung, die die Gründung neuer Zeitungen ermöglicht hätten; die wirtschaftlich schwächern Flamen mußten hier besonders empfindlich die Überlegenheit des Franzosentums spüren.

Ein noch viel bedeutsameres Hemmnis aber lag in der Beherrschung der öffentlichen Meinung durch die von Paris inspirierten großen Organe, welche die Straße beherrschten und oft scharf das Flamentum befehdeten. Der Einfluß dieser Blätter vollends in den flämischen Familien kann nicht hoch genug, ihre Gefahr für die nationale Bewegung nicht ernst genug genommen werden.

Nur die von starkem, deutsch-germanischen Idealismus getragene Zähigkeit und unermüdliche Ausdauer der flämischen Führer und ihrer Gefolgschaft hielt in diesem eisernen Ringen unerschrocken und siegessicher aus. Ihnen sind in dem unerhörten Druck von allen Seiten nur die Flügel gewachsen. Wir aber müssen Respekt bekommen vor solchen Männern. Wir verstehen, wie nur eine bis ins kleinste gehende Organisation hier erhalten, sammeln und dann vordringen konnte, wie jede Zersplitterung Untergang bedeutet hätte. Das Andringen Frankreichs hat nichts an Heftigkeit verloren, wieder müssen die flämischen Grenzen geschützt und behütet werden, wieder müssen die Jan Breydel, Pieter de Koninck auf den Plan.

Aus der Not ihrer eignen Seele gebar die Nation in ihrer Isoliertheit, die früher noch weit größer war als heute, aus ihrem eignen Genius sich einen Retter, der sich den andern geistigen Kämpen um das nationale Sein würdig anreihen darf: die flämische Literatur. Obschon der Kampf um das Dasein reiche Kräfte tagtäglich in dem aufreibenden nationalen Ringen verzehrte und verzehrt, hat in der gewaltigen Not das Volk Rubens' die Kraft schöpferischen Willens bis zur Stunde nicht verloren, und so steht zu hoffen, wenn einmal die Notwehr um die Existenz ausgekämpft sein wird, daß dann die latente Kraft in ihrer Entspannung Kräfte vom Range eines Gezelle in größerer Zahl frei werden lassen wird.

Niemand hat treuer die nationale Bewegung begleitet als die Literatur. Sie war schon ein Menschenalter nach dem Erwachen der Flamen zum nationalen Leben zur Bedeutung emporgewachsen, die über den Rang einer ausschließlichen Kampfliteratur weit hinausging.

Der ganze Reichtum der flämischen Volksseele gibt sich darin kund. Es sind kräftige, klare Männer, die zu uns sprechen. Mitten im bürgerlichen Leben, von Amtssorgen bedrückt, flüchten sie sich in stillen Stunden zu ihrer Muse, bis das Läuten der Hausglocke sie wohl auf-

stört, ins Leben zurückschickt, weil draußen ein Klient steht, der alsbald die nüchternsten Dinge von der Welt verhandeln wird. „Aber ich muß leben," schreibt z. B. Bernaert, „ich mußte zuerst mein Brot haben."

Andere ringen sich aus ärmlichsten Verhältnissen unter den widrigsten Umständen empor. Aber es ist immer dasselbe Lied: man überwindet allen Widerstand, man stählte seine Kraft und trat mit zwei Sprachen ausgerüstet hart und fest in die Lebensbahn; und die Mußestunden gehören wieder der Poesie, gelten Flanderns Volk, für das man schon früh gelitten und gestritten. Ein verwirrender Reichtum flämischer Almanachs, Zeitschriften, Verlage tut sich auf; aus allem weht einem der Geist entgegen, der unerschrocken auf sein Ende losgeht. Aus ihnen sprühen keine weichen, matten, zerrütteten Dichterlinge mit gesuchten Ideen, die nach Neuem, noch nicht Dagewesenen haschen, alles umstürzen, was an ästhetischen Gesetzen die Vorzeiten geschaffen. Es sind Bürger, die aus dem Drange vaterländischer Volksart schreiben, mit ihrem Herzen schreiben in Stunden, die sie dem Tage nnd seiner Not abgerungen, als Juristen, Lehrer, Ärzte, Geistliche; sie sind gesund, klar, tief, oft voll goldenen Humors; kurz, es sind Männer. Sie sammeln sich in Feierstunden und lesen ihre Werke vor, veranstalten Dichterkämpfe, sie tragen Preise davon; oft fühlen wir uns zurückversetzt in ferne Zeiten unseres deutschen Vaterlandes. Die Köpfe deutscher Meistersinger, wie sie uns R. Wagner beschworen, steigen freundlich auf.

Aber diese Männer des praktischen Lebens strecken die Hände aus nach den höchsten Problemen. Neben Erzählungen aus Flamlands Geschichte, Gedichten, Lustspielen, Fabeln werden Menschenschicksale geschildert, fehlen auch Probleme der Weltliteratur nicht.

Und über ihnen allen schwebt die wirklich große Gestalt eines Conscience, ein Erzähler ersten Ranges, der Kenntnis historischer Tatsachen mit reichstem dichterischen Vermögen paart.

Auch die moderne flämische Literatur ist noch heute im besten Sinne volkstümlich, es ist eine Nationalliteratur von ursprünglicher Kraft. Ganz im Volke lebend; mit ihm jauchzt, weint, kämpft, siegt sie. Sie würde ihre propagandistische Bedeutung, die aber nie Selbstzweck ist, verlieren, wenn sie sich in Niederungen tastender und verstiegener dichterischer Versuche verlöre. Im lebendigen Leben der Nation verankert, ist sie ihr wahrer, kerniger und edler Ausdruck.

Neben dem genialen Guido Gezelle stehen in der jüngern Generation Styn, Streuvels, Herm. Teirlink, Pol de Mont.

Dem einträchtigen Zusammenarbeiten der beiden großen Mächte, der Literatur und Presse, die das männliche und doch oft so phantasiereiche flämische Volksbewußtsein herrisch und kühn, idealen Sehnens und Träumens voll, schuf, verdankt es hauptsächlich seine heutige Stellung. Gefürchtet von den Wallonen und ihrem Anhang, schreitet es mit jenem unbeirrten Klarblick, der kräftigen und gesund empfindenden Nationen eigen ist, seinen Weg. Oft tollkühn im naiven teutonischen Draufgängertum, stolz im Rückblick auf das Erreichte, zukunftsfroh und rücksichtslos gegen alles, was sich ihm in den Weg wirft. So ist es: es muß zum Ziele kommen, weil es seinen Weg kennt. Die Meilensteine erfolgreichen Anhaltens sind selten, aber hochbedeutsam. In den größern flämischen Städten erheben sich jetzt die Theater, die den flämischen Talenten die Wege ebnen; der Sprachkongreß von Gent brachte 1841 die äußere literarische Einigung; 1864 nahm die Regierung die von de Vries und te Winkel festgesetzte niederländische Orthographie offiziell entgegen; Gesetze von 1873, 1878 und 1883 setzten die flämische Sprache der französischen gleich; 1886 ward die Koninklijke Vlaamsche Akademie gestiftet. Das sind nur die wichtigsten Etappen, die in jüngster Zeit abgeschlossen wurden durch das Versprechen der Regierung, die französische Universität Gent in eine flämische Hochschule umzuwandeln.

Aber alle diese Erfolge würden nicht möglich gewesen sein ohne geniale Führer; Köpfe von der innern stahlharten Spannkraft der flämischen Volksführer des Mittelalters, mit der weichen, eindrucksvollen Seele, wie sie auch heute noch das Volk liebt, Männer, welche die Masse bezaubern.

Ein Typ dieser Art ist Franz Cauwelaert. Er hat alles, was den Volksführer auszeichnet. Er trifft den Ton des Volkes instinktiv und reißt es wirbelnd mit sich fort; er schießt die Glutpfeile seines Wortes zischend in die Volksseele, daß sie jach auflodert zu trotziger, willensstarker Tat. Aber er lenkt und leitet sie beschwörend zum ersehnten Ziel. Die Menge gehorcht ihm blindlings. Wie ein Zauberer hält er sie in Bann durch sein Wort, durch seinen Geist.

Aber er ist auch der Führer der Gebildeten. Einst Universitätsprofessor, wandte er sich unter großen persönlichen Opfern der Sache seines Volkes zu. Mit dem Rüstzeug moderner Wissenschaft versehen, weiß er der flämischen Bewegung den großen Zug zu geben, stellt ihre Bedeutung, ihre Zukunft hinreißend dar. Alle Mittel, die Flamland fördern können, sind ihm vertraut, er weiß junge Kräfte heranzuziehen, ihr Feuer dem Ganzen dienstbar zu machen. Alle lieben ihn, sehen auf ihn, hoffen von ihm — und doch ist er noch jung; aber er trägt das Siegeszeichen des genialen Volksführers.

Wir haben früher von der Isoliertheit des Flamentums gesprochen; sie ist in der Tat größer, als es zunächst scheint. Wohl sind sie geographisch mit den ihnen stammverwandten Bewohnern der nördlichen Rheinlande, vor allem aber mit den Holländern verbunden. Aber man vergesse nicht, daß sie den am weitesten vorgeschobenen Flügel des Germanentums nach Westen bilden. Dennoch ist die Verbindung mit den nächsten germanischen Stämmen nicht so eng, wie man annehmen möchte. Es muß doch auch dem weniger Scharfblickenden sogleich die Frage auftauchen, wieso es denn noch 1830 möglich war, daß die Flamen damals im Verein mit den Wallonen von den nächst verwandten Holländern abfallen konnten. Der Grund ist klar: es war der alte Gegensatz, der das künstliche Band des Wiener Kongresses zerriß: die Religion! Die lange Einwirkung des Kalvinismus hat eine hohe Schranke zwischen den Brudervölkern aufgerichtet. Auch dem Reisenden entgeht das nicht, schon rein äußerlich. Man vergleiche den Seeländischen Bauern mit dem Bewohner des Waeslandes: Der Gegensatz ist augenfällig! Die Konfessionsverschiedenheit zieht auch noch heute eine Grenze, die beachtenswert ist und in der Beurteilung der Verhältnisse im Auge behalten werden muß. Wie lange haben sich viele flämische Kreise gegen die Annahme der niederländischen Schriftsprache gesträubt — wie bei uns im katholischen Süden gegen das Hochdeutsch im 18. Jahrhundert. Es war eben die Sprache des protestantischen Nordens! Trotzdem hat eine unverkennbare Annäherung später stattgefunden. Es wurde schon früher betont, wie die nationale Gleichheit Gegensätze auszugleichen vermag, die sonst unüberbrückbar erscheinen. Die Wucht des Nationalitätenprinzips hat seinen umgestaltenden Höhepunkt noch nicht erreicht, ihm scheint in der Geschichte der Völker noch eine Mission bevorzustehen. So ist nach Norden bei aller Verwandtschaft doch die bestimmte Grenze gezogen.

Nach Osten zu besteht die konfessionelle Scheide zwar nicht, wohl aber die sprachliche. Außerdem lagen die politischen Ziele der im Reiche Vereinten auf so ganz andern Wegen, daß ohnehin die Verbindung mehr künstlich war als nach Norden, wo die Hindernisse fortfallen.

So erklärt sich die Isoliertheit des Flamentums, und sie wiederum läßt uns erst die heldenhafte Anstrengung dieser Nation im rechten Lichte erscheinen.

Literarisch war die Verbindung zu den Niederlanden eine rege und wuchs von Jahr zu Jahr an Innigkeit. Sie war eine Volksbewegung. Künstlicher ist die nach Deutschland, aber auch ihre Bedeutung ist mächtig im Wachsen begriffen. Der gewaltige Aufschwung, der uns auf allen Gebieten seit 1870 zuteil ward, belebte in uns

das germanische Rassenbewußtsein und den nationalen Stolz. All das hat unsern Einfluß auch im Ausland gestärkt. Hatten schon die ältern flämischen Schriftsteller mit Vorliebe Übersetzungen aus der deutschen Literatur geboten, so knüpften sich in den letzten Jahrzehnten die Fäden noch enger. Namentlich die Führer der Flamen sind sich auch in diesem Punkte ihres Zieles bewußt. Klaus Groth und Fritz Reuter sind aus sprachlichen Gründen den Flamen bekannt, Übersetzungen deutscher Dichter, deutscher Bühnenstücke sind gesucht und werden gelesen. Die Presse nahm oft eine sehr deutschfreundliche Haltung ein und die deutsche Regierung ihrerseits ist klug entgegengekommen. Die deutschen Schulen in Antwerpen und Brüssel nahmen das Flämische in den Unterrichtsplan auf und anerkannten die Berechtigung der dort abgelegten Examina im Reich.

Der Weltkrieg mit seinen alles umstürzenden, neuen Tatsachen hat auch die flämische Bewegung vor nie geahnte Probleme gestellt. Es ist klar, daß durch die Wendung, welche er nahm, durch Mißverständnisse und Wirrnisse, manch gute Keime tiefern Verständnisses, die bereits begannen, sich hoffnungsfroh zu entfalten, jäh zertreten wurden. Wir bedauern das, aber wir können es nicht ändern. Die Zukunft ist dunkel, und darum wird der Historiker leicht und gern darauf verzichten, sie sich auszumalen. Noch ruht alles im Schwerte. Aber es wird die Zeit kommen, wo auch die hier berührten Fragen wieder brennend sein werden.

Als der Krieg uns die Waffen zu erheben zwang, da mußte uns alles: unser Stolz, unsere Kraft, unsere weltgeschichtliche Mission, dahin treiben, wo das Herz der Welt pochend sich hebt. In reißendem Siegeszuge bemächtigten wir uns dessen, was einstmals, in den Glanztagen unserer Geschichte, unser eigen gewesen war. Mit dem Schwert in der Faust stellten wir eine alte Verbindung wieder her. Ob diese in heißem Siegeslaufe geschaffene Tatsache eine dauernde werden wird, liegt im Schoße der Zukunft.

Eins aber glauben wir: nur die innige geistige Gemeinschaft mit dem Reiche wird unsern Stammesgenossen im Herzen der Welt wieder die Bedeutung geben, die ihnen zukommt. Nur so werden ihre Volkskräfte wahrhaft frei und losgelöst aus dem atemlosen nationalen Ringen, das die besten Kräfte der Nation verzehrt und verbraucht.

Werden die Flamen ihre Schicksalsstunde begreifen?

Wir hoffen es!

Durch Flandern und Brabant

Leo Schwering (Cöln)

Am Sonntag nach Ostern des Jahres 1521 trägt Albrecht Dürer in sein Tagebuch der niederländischen Reise ein: „Von dannen fuhren wir gen Maldig, darnoch noch andere Dörfer und kamen gen Prüg, das ist ein herrlich schön Stadt." Und wenig später schreibt er von Gent: „Am Mittwoch frühe fuhrten sie mich auf S. Johannes' Turn; do übersahe ich die groß wunderbarlich Stadt."

Dürer hat auf seinen Reisen viel gesehen, und doch beginnt die Sprache des nüchtern geführten Tagebuches mit seinen dürren Notizen über Einnahme und Ausgabe, die fein säuberlich gebucht sind, sich lebhafter zu bewegen und farbiger zu schillern, wenn er der Herrlichkeiten der Niederlande gedenkt.

Damals stand das Land noch im Zenith jenes künstlerischen Rufes, um dessentwillen es uns heute so teuer ist. Noch lebte es von dem alten Glanz, den ihm sein großer Maler gegeben, noch überschwemmten die Erzeugnisse seines Kunstgewerbes die Nachbargebiete und drangen tief ins Reich, noch galt es für vornehm, zu „flämen". Umdämmerte auch diese Künste bereits das Rot eines sinkenden Kunstabends, so hatten die Niederländer in einem andern Zweige künstlerischer Betätigung, der sich eben erst zu höherm Schwunge zu entfalten anschickte, noch jugendfrisch die Führung inne, in der Musik.

Albrecht Dürers Maleraugen sahen noch den Reiz all dieser Herrlichkeiten: Wenn wir sie heute staunend durchziehen, so dürfen wir nicht vergessen, daß uns der immerhin noch überraschende Reichtum an künstlerischen Erzeugnissen nur eine schwache Vorstellung von dem gibt, was einstens gewesen. Allein der sogenannte Bildersturm, der als Folge der religiösen Bewegungen einsetzte, hat der Kunstgeschichte mehr entrissen, als uns bekannt ist. Wir stehen überall vor Ruinen, und was die Ereignisse früherer Jahrhunderte nicht beseitigten, das ließ oft die industrielle Welle verschwinden, welche im 19. Jahrhundert Europa durchbrauste.

Auch die spanischen Niederlande, vor allem die Landschaften Flandern und Brabant, haben dieser Welle ihren Zoll zahlen müssen. Aber zweierlei verhinderte hier eine zu radikale Umwälzung. Einmal die Tatsache, daß die Einbeziehung dieser Landstriche in den Verkehr, d. i. die Industrialisierung, sich langsam vollzog und mehr den kohlenreichen Süden traf, dann, weil der konservative und zäh am Alten haftende Zug der flämischen Bevölkerung ausgleichend wirkte. Dies und die in der Masse agrarischen Bewohner erhielten in diesen Gebieten oft fast unberührt ein Stück alter, sonst längst untergegangener Kultur, die dem ganzen Lande heute eine Quelle so reichen Segens geworden ist. Der Deutsche wird das heiß umstrittene Gebiet stets mit eignen Gedanken durchziehen: Diese gesegneten Fluren unterstanden einst deutschen Fürsten und Herzögen; noch im 16. Jahrhundert war der staatsrechtliche Zusammenhang zum Reiche nicht abgebrochen. Wir wandeln auf heimatlichem Boden, den deutsches Blut nicht erst im August 1914 düngte.

Die Brennpunkte altflämischen Lebens sind auch heute noch die Städte.

Unter ihnen stehen Brüssel, Antwerpen und Gent an der Spitze. Es sind Großstädte, auch im modernen Sinne. Aber der beobachtende Blick des Fremden erkennt bald heraus, was eigen und was international ist. Um des erstern willen ist er gekommen, es zieht ihn an mit der Kraft, mit der uns auch im Leben Menschen mit ausgeprägter Eigenart zu interessieren pflegen.

Brüssel — ein Klein-Paris! Breite Boulevards, ein nimmer rastendes Leben. Brüssel ist immer vergnügt, auch bei Regenwetter. Ich kenne nicht viele Städte, in denen das Amüsement so sehr die Straße beherrscht wie hier. Brüssel hat nichts von dem Ernst, der Stille, die sonst die Bewohner dieses Landstriches kennzeichnet. Man muß Brüssel bei der Weltausstellung gesehen haben; es gibt kaum eine Stadt, die sich so sehr eignet, allen etwas zu bieten, wie sie. Brüssel ist international, aber es hat seine Art mehr vom Westen als vom Osten empfangen; Paris, Frankreich bestimmt den Charakter dieser flämischen Stadt, obwohl fast die Hälfte aller Bewohner Flamen sind. Brüssel ist heute Hauptstadt. Es hat diesen Rang nicht immer bekleidet. Die Stadt hat ihr ehemaliges Bild völlig geändert. Und doch besitzt sie in dem Grand' Place noch ein Stück alten Lebens von eigenartiger Schönheit. Wo gibt es in einer Stadt einen solchen Raum, der gleichzeitig fast wie ein riesiger Saal wirkt und auf den doch so viele Straßen laufen, die ihn nach allen Seiten zu öffnen scheinen? Auch die naheliegende St. Gudule ruft alte Erinnerungen

wach. Brüssel ist ganz unregelmäßig gebaut; es geht auf und ab, am meisten in seinen alten Teilen; das ist unmodern, aber es gibt altertümlichen Anstrich. Einen der Hügel krönt der Justizpalast. Wie ein Riesenaltar wuchtet er über der Stadt. Wie ein Altar, auf dem die Gerechtigkeit majestätisch thront. Am Fuße des Riesengebäudes kriecht ein buntes Straßengewimmel mit roten Dächern — kleine Häuser, arme Leute. Oben Pracht und unten Bettelei — das ist die Großstadt; aber so rücksichtslos wie hier hat sie mich selten angeglotzt!

Brüssel ist die ungetreue Tochter Flamlands. Sie ist es fast absichtlich und buhlt mit der Fremde; sie kennt nur eine Zier: sich stets wie eine Kokette möglichst aufallend und raffiniert zu kleiden, immer nach dem neuesten Schnitt.

Darum ist Brüssel keine flämische Stadt mehr. Sie sind alle ein wenig altmodisch. In ihrem köstlichen Anachronismus liegt etwas so wunderbar einfaches und naives, daß ihm jeder Fremde erliegt. Brüssel hat keine verträumten Ecken und Beguinenhöfe mehr, überall lärmt und zischt der Verkehr.

Brüssel amüsiert sich. Die weiten Plätze mit ihren Springbrunnen und Statuen, die flimmernden Geschäfte im lockenden Tand ihres sich selbst bespiegelnden Reichtums, die Restaurants, aus denen unter den Klängen rhythmisierender Musik die modisch gekleideten Menschen strömen, in deren Vorgärten sie sitzen mit dem Stempel der großen Welt. Aus ihnen tönen uns alle Sprachen der Kulturvölker entgegen. Dichte Scharen aber fluten auf und ab; ohne Stockung; in kunstvollem und tollem Durcheinander schiebt es sich über den blinkenden Asphalt. Auch der schwerblütige Nordländer wird bewegter, es rieselt ihm prickelnd durch die Glieder: das „savoir vivre" wird ihm zum lebendigen Begriff!

An den Straßenkreuzungen aber bäumt sich das Leben gleichsam ausgelassen empor; an der Börse, an der Oper, am Boulevard Anspach. Hier wächst die Stadt fast über sich selbst und scheint sogar Paris, deren Tochter zu sein sie sich rühmt, in die Schranken zu fordern. Sie hat die Kunst, allen zu gefallen, der Mutter wahrhaftig abgelernt, und eitel scheint sie darob fast zu vergehen ... Sie trägt die Mode der großen Welt, der bodenständigen Art ist sie auf immer verloren.

Auch Antwerpen ist dem flämischen Lande fremd geworden, aber lange nicht so sehr wie die Hauptstadt. Antwerpen arbeitet, es arbeitet Tag und Nacht. Antwerpen hat breite moderne Straßen wie Brüssel, Geschäftshäuser und Läden, in denen alle Pracht ausgebreitet liegt, aber sie scheinen nicht allein dem Luxus zu dienen. Auch Ant-

werpen besitzt Reste verklungener Herrlichkeit wie Brüssel, auch sie tauchen unter in dem Treiben und Hasten des Verkehrs, aber ein ungeheurer Rhythmus von Arbeit und Tätigkeit scheint die gewaltige Stadt auf Schritt und Tritt zu durchzittern. Wohin man auch den Fuß lenkt, stets führen uns die Wege, der Strom der Menschen zurück zu dem Hirn Antwerpens, zum Hafen. Hier erst geht uns die Bedeutung der Stadt auf. Sie konnte nicht rein flämisch bleiben, sie mußte ihren Tribut der Internationale zahlen, weil wie von selbst der Blick hinübergleitet nach Amerika, nach Asien, Afrika. Und die gewaltige Geschichte der Stadt taucht vor unsern Augen auf; wie sie Brügge und Gent den Rang ablief, wie sie London überholte, wie sie am Eingange der Neuzeit für Jahrzehnte die größte Stadt der Welt war. Dann brach im Gefolge der religiösen Bewegungen, der sinkenden Bedeutung seines Hinterlandes, zu dem eigentlich ganz Westdeutschland gehörte, der Rückgang der Stadt herein. Aber heute hat sie allen Glanz einer Weltstadt wieder in sich, wieder beginnt sie die Weltstädte des Kontinents, Rotterdam und sogar Hamburg infolge ihrer unvergleichlichen Lage in den Schatten zu stellen. Hier ist keine Stätte für eine Nation, und sei sie auch so männlich, so energisch wie die flämische; Antwerpen muß alle Welt besitzen, je mehr das der Fall ist, desto höher und vollkommener wird es seine Aufgabe erfüllen. Und doch, Antwerpen kann nicht los von seiner Vergangenheit trotz all der Umgestaltungen, die gerade diese Stadt erleben mußte und weiter erleben wird. Viel weniger wie Brüssel. Über dem ausgebreiteten Stadtbilde erhebt sich beherrschend der Turm des Domes. Die Kathedrale mit ihren sieben Schiffen genießt mit Recht hohen Ruf, ihr Turm ragt uns überall entgegen über Giebel und Dächer, über Masten und Krahnen, über Boulevards und Avenuen. Immer wieder ruft er uns die alte Geschichte der Stadt wach, reiht sie in die Reihe jener Stätten, an denen ein kraftvolles, und großzügiges Volk Bauwerke von solcher Kühnheit schuf und ersann, die Flamen. Nichts ist bezeichnender als auch hier der Gegensatz zu Brüssel. Hier wirkt graziös, in tändelnder Pracht das ins Blaue hinein tollende Rathaustürmchen, dort schaut uns ernst, bedächtig und stark das Riesenmonument der Hafenstadt entgegen; ja, Antwerpen arbeitet.

Zur Siedehitze aber wird die Arbeit draußen am andern Ufer der Schelde, da, wo das Fort Tête de Flandre trotzt. Nicht im Hafen, wo man die Übersicht verliert, wo das einzelne uns zu sehr fesselt und das Ganze sich nicht überschauen läßt. Vom andern Scheldeufer aus liegt das Panorama vor uns in breiter, satter Majestät. Am

ehesten ließe sich ihm die Rheinansicht von Cöln vergleichen; aber wenn Cöln mehr Reiz besitzt, so eignet Antwerpen Großartigkeit. Es öffnet dem Auge träumende Fernsichten in die Tropen, in die merkwürdigsten Länder der Erde, die Stadt erscheint uns als Schlüssel zu goldenen Weiten, die die trunkene Phantasie geflügelt durcheilt. Aber stets zieht uns dann der Turm der Kathedrale wieder zurück in die Enge nationalen Lebens, aus dem doch schließlich alle Kraft sprießen muß zu welterfüllenden Taten.

Nur bei Nacht, wenn der himmelhohe Turm im Dämmerlichte vergeht, wenn die weiten Straßen mit ihren hohen Häusern stumm herabschauen, dann verliert die Stadt den Rest ihrer national-flämischen Eigenart. Wenn dann das Geheul der Nebelhörner die Straßen erfüllt und dumpf widerhallt von den hohen Balkonen, dann bohrt sich das Auge wie forschend in das Dunkel hinein und Antwerpen erscheint wie das Tor der Welt, fremd und geheimnisvoll.

Brüssel und Antwerpen tragen gewisse Züge, die ihnen etwas charakteristisch Einheitliches aufprägen. Das ist bei Gent nicht der Fall, vielmehr nimmt man den Eindruck mit sich, daß ein Zwiespalt das Bild eigenartig belebe. Gent ist moderne Großstadt, aber mit lebensfrischer und darum noch immer fortwirkender Vergangenheit. Gent ist die flämische Großstadt schlechthin. Noch heute besitzt sie trotz all der eingreifenden Umgestaltungen ihr starkes mittelalterliches Gepräge; auch heute ist sie eigentlich über ihren ehemaligen Kern nicht wesentlich hinausgewachsen. Die Stadt ist ein Industriezentrum geworden, und gerade der Zweig wirtschaftlicher Tätigkeit, der sie einst zu ihrer überragenden Bedeutung erhob, die Spinnerei, findet auch heute in ihr wieder eine Stätte reichen Erwerbs. Man muß diese Stadt gesehen haben in den Tagen, als sie die letzte Weltausstellung in ihren Mauern barg. Da war alles modern. Der Verkehr, die sich jagenden elektrischen Bahnen und Autos, die Fülle lachender Menschen, das Hasten, Stoßen und Drängen in allen Straßen — und doch dasselbe Gent besitzt so gut seine Beguinage wie Brügge oder Kortryk. Ja, es besitzt ihrer sogar zwei.

Die Existenz der Beguinagen in dieser flämischen Großstadt ist so ungemein bezeichnend für ihren Geist; sie ist in der Tat der Vorort des Flamentums. Es hat in den Städten unter dem Anprall der französischen Kultur wahrhaftig einen schweren Stand, aber man kann es wohl verstehen, wenn die Flamen gerade Gent als eine Vorburg ausgewählt haben. Noch in den letzten Tagen der belgischen Regierung hat diese die Errichtung einer flämischen Hochschule statt der hier bestehenden französischen zugeben müssen.

So ist Gent der Hort des Einheimischen, Nationalen, trotz seines Charakters als moderne Großstadt. Die gewaltige Vergangenheit ist es, die Gent in ihren Bann schlägt. Die populäre Anschauung hat sich gewöhnt, in Brügge den Kern- und Zentralpunkt aller Tätigkeit in den Glanztagen dieses Landes zu sehen. Das ist nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Sicher ist, daß Brügge vor Gent die Lage am Meere voraus hatte, aber die größere Volkszahl und damit das Schwergewicht der politischen Bedeutung fiel doch immer mehr Gent zu. Es ist das Herz aller freien Bürgerbewegungen gewesen, Gent durfte mit den Mächten vom Range des englischen Königtums Bündnisse schließen, Gent durfte sich vermessen, gegen Philipp den Kühnen aufzubegehren, es wagte es in unbändigem Trotz, Philipp dem Guten noch 1453 im Felde zu begegnen. 1500 wurde hier Karl V. geboren, der viele Jahre später noch scherzend und voll berechtigten Stolzes auf die Größe und Bedeutung der Stadt zu Franz I. von Frankreich sagen durfte: Je mettrais Paris dans mon Gant (Handschuh). Unvergänglich aber umstrahlen den Ruf Gents die bedeutendsten Demokratenführer des Mittelalters, die Artevelde, Vater und Sohn. Brügge hat nur seinen Breydel und de Konink, brave Handwerker, mit starken Fäusten, geboren; Gent läßt uns die Charakterköpfe zweier Flamen des Mittelalters, die aus den breiten Schichten der Masse herauswuchsen, erstehen. Tiefe Einsicht in die verwickelten Verhältnisse der Weltpolitik vereinen sich in ihnen mit hoher Begabung und weitem Verständnis für die Erfordernisse städtischer Diplomatie, die, infolge der Größe der Vaterstadt, weit über die Grenzen normaler mittelalterlicher Stadtpolitik hinausgewachsen waren. Die Wucht des Mittelalters bannt eben bis zur Stunde die Stadt. Ob man sich in dem alten Gent befindet, in dem Bau auf Bau ehemalige Größe verkündet, oder in den neuen Teilen. Hier mahnen die Zeugen heimgegangener Geschlechter, die von fern herüberwinken, stets wieder an das, was die Stadt groß machte. In Brüssel und Antwerpen ist es je ein Zeuge. In Gent, der flämischen Großstadt, steigen die ernsten Mahner in Massen auf. Ob es nun der eckige, trotzig-breite Turm von St. Bavo ist, der torsoartige von St. Michel oder der spitze, luftig emporstürmende von St. Jakob; man sieht sie überall, sie schließen Gent in den Rahmen seiner ruhmreichen Geschichte.

Auch das wird man als eine nationale Eigenart dieser gut flämischen Großstadt empfinden, daß ihr Straßenbild bis heute noch durchzogen ist von den zahlreichen Verzweigungen der Schelde. Die Stadt erhält dadurch jenen intimen Reiz versonnener Ecken, der

hier von unverwischbarer Tiefe ist, weil wir ihn als Gegensatz zu dem lärmenden Treiben der Großstadt viel intensiver und merkwürdiger empfinden als etwa in dem toten Brügge. Dort ergänzen sie das Bild, hier erscheinen sie als Kontrast. Die Schiffe und Kähne ziehen ihren stillen, heimlichen Weg über das dunkle, kühle Wasser, während an den Kais das Leben ruhelos atmet voll klaren Ziels, nüchtern und in schwitzender Arbeit. Traumhaft schöne, ganz verschlafene Ecken aber hütet das Wasser in allen Teilen dieser Stadt voller Gegensätze; modern und antik, unruhig und träumend, flämisch und international, das ist Gent.

Die Großstädte des Flamlandes genießen bei uns nicht den Ruf, den andere Städte dieses reichgesegneten Landes in hohem Maße haben. Wir suchen das Leben untergegangener Epochen lieber dort auf, wo es in voller Reinheit erstrahlt, nicht dort, wo wir uns die Schönheiten gleichsam mühsam zusammensuchen müssen. Diese Stätten haben deshalb einen schweren Stand. Das ist schade; denn sie sind wie spröde Schönen. Sie verlangen heiße und dauerhafte Liebe, ehe sie sich uns ergeben; dann aber erscheinen uns die abgetrotzten Gaben oft doppelt wundervoll. Gent wirkt in seinem einzig modern-antiken Gewand sogleich anziehend, es ist von den großen Städten des Flamlandes die glücklichste. Freilich kann es in der allgemeinen Wertschätzung nicht wetteifern mit Ypern oder gar Brügge.

Und doch gibt es unter den Orten national-flämischen Lebens noch solche, die, ich möchte sagen, auf einer Zwischenstufe stehen. Weder großstädtisch noch altertümlich, genießen sie leider nur geringe Schätzung. Ich greife aus der Menge zwei heraus: Löwen und Mecheln. Das sind geistliche Städte.

Beide haben durch den Krieg gelitten, am schwersten Löwen, dessen Schicksal wir alle schaudernd erlebten. Aber in beiden Orten wird auch der Krieg den Charakter der Stadt nicht einschneidend zu verändern vermögen.

Wer mit der Bahn in Löwen einträfe, ohne von den Reizen der Stadt etwas gehört zu haben, der würde nur zögernd und enttäuscht seinen Schritt ins Innere lenken. Der Bahnhof liegt, wie nicht selten in diesen Stätten entschwundener Kultur, außerhalb des alten Umfangs. Löwen will gesucht werden. Seine Straßen sind oft lang und breit, winklig und krumm, aber alle still und ohne Leben. Staunend erkennt man aus dem Plan, daß das neue Löwen nicht entfernt den Raum einnimmt, den das alte gehabt, und man bekommt gewaltigen Respekt vor dem toten Löwen und sieht die vielen Reste

mit großer Ehrfurcht an. Die Geschichte der Stadt berichtet uns von den trotzigen Webern, die unruhig nach Macht und Einfluß gierten, bis Herzog Wenzel die Übermütigen zertrat; aber er löschte den Ruhm seiner Stadt mit ihnen aus, seit Ende des 14. Jahrhunderts beginnt der Verfall.

Aber in eben dieser Zeit begann Löwen seine Umwandlung; es erhielt eine Universität. Mit ihr zog ein neuer Geist ein. Wohl verfielen die Wälle, Gräben und Mauern, wohl verödeten ganze Quartiere, aber die Universität stieg zu unerhörtem Ruhm auf. Ein Jahrhundert nach ihrer Gründung zählte sie 4000 Studenten, der spätere Papst Adrian VI., Justus Lipsius, der große Altphilologe, lehrten an ihr; zu Österreichs Zeiten erhielt in den Niederlanden niemand ein öffentliches Amt, der nicht in Löwen promoviert hatte. So stark war Löwens neuer Geist, daß die prächtigen Hallen, die noch bis 1432 dem Kaufmann gedient hatten, jetzt dem neuen geistigen Zentrum zugewiesen wurden. Und noch einmal, als 1834 der Staat die Hochschule aufgab, erwies sich der Geist der Beharrlichkeit so stark, daß nun die Bischöfe Belgiens hier eine freie, d. h. katholische Hochschule gründeten. Sie beherrscht heute die Stadt, wie sie diese ehemals beherrscht hat. Ihre Lenker und Leiter sind Geistliche, wie ehedem in ihren Glanzzeiten. Alles trägt noch heute dies Gepräge. Tritt man an einen Buchladen, so fallen zunächst Werke theologischen Inhalts auf, die verstreuten Gebäude der Universität, die Konvikte, alles gemahnt, daß wir uns mitten in einer geistlichen Stadt befinden. Und vollends das Stadtbild selbst. Ich fand, daß die Bewohner Löwens etwas an sich hatten, das die verträumte, ruhsame Stimmung ihrer Stadt-Universität wiedergibt. Zu Tausenden hängen sie ja mit dem geistlichen Mittelpunkte ihrer Stadt zusammen, leben von ihm, wurden von ihm beeinflußt.

Aber auch das äußere Gewand Löwens ist ein geistliches geworden. Die Kirchen geben ihm ein so einheitliches Gepräge, daß es auch dem flüchtig durcheilenden Reisenden auffällt. Nicht als wenn sie besonders zahlreich wären. Aber sie sind groß und lassen sich aus dem Stadtbild nicht auslöschen, ohne ihm das Charakteristische zu nehmen.

Am Markt beherrscht St. Peter alles. Mit ernster, aber sicherer Größe stellt er das Rathaus trotz all seiner barocken Schönheit in Schatten. Wie die Hallen der Universität wichen, so muß auch das vibrierend unruhige Rathaus hinter dem geistlichen Bau zurücktreten. St. Peters Westfassade ist ein Torso. Wieviel mehr noch würde der mächtige Bau ein lebendiger Ausdruck des Geistes dieser abge-

legenen Stätte werden, wenn die projektierten Riesentürme auf die bunten Dächer herabschauten.

Statt St. Peter strebt dafür St. Gertrud zum Firmament empor; wenn auch etwas abseits gelegen, gleichsam in einer Ecke der Stadt, zieht der Turm immer wieder den Blick auf sich, so daß, wenn man durch die stillen Straßen geht, ohne gerade den geistlichen Eindruck deutlich zu empfangen, man durch St. Gertrud immer wieder daran erinnert wird. Die Michaelskirche, unstreitig der großartigste Jesuitenbau Belgiens, und St. Jakob mit seinen wunderlich verbauten Formen vervollständigen das Bild.

Aber Löwens eigenartige Reize tun sich erst am lautersten auf, wenn wir die Wälle beschreiten. Oft ziehen sie sich soweit von den Häusern zurück, daß wir die Nähe der Stadt zu vergessen glauben, oft geben sie Durchblicke nach Stadt und Land hin, voll intimster Schönheit. Man kann auf ihnen träumen und denken, Phantasie und Verstand werden gleich glücklich angeregt. Sie sind die wundersamste Ergänzung zu der Stadt mit ihren beherrschenden Kirchen und der von den Bischöfen unterhaltenen Universität. Ganz in der Nähe eines geistigen Brennpunktes, sind sie doch abgelegen genug, um den Dichter und Denker anzuregen und ausruhen zu lassen.

In Friedenszeiten sind diese Wälle, namentlich im Sommer, belebt von Geistlichen und Laien, und unter den alten Bäumen wird oft fortgesponnen, was drinnen in der Stadt angeregt.

Der Fremde zieht bei der Abreise durch die Bahnhofstraße, die ihn erst so fremd anmutete, nun nicht mehr unwillig. Sie ist ihm zum Symbol geworden. Die Formen des alten Löwen sind vielfach neu, der Geist, der darin waltet, ist der alte geblieben.

Wenn Löwen seinem innern Wesen nach eine geistliche Stadt ist, so trifft das für Mecheln in erhöhtem Maße zu. Mecheln ist d i e geistliche Stadt des Landes. Hier residiert der Primas, heute ist es der vielgenannte Kardinal Mercier. Mecheln hat diesen Charakter nicht immer getragen. Und doch war es dazu infolge seiner Lage, im Herzen des Landes, gleichsam prädestiniert. Mecheln ist schon in ältern Zeiten Hauptstadt gewesen, weit vor Brüssel. Keine Stadt konnte sich dazu besser eignen. Darum haben die Burgunderherzöge hierhin ihren Provinzialhof oder Großen Rat verlegt. Die Stadt hat in der Geschichte des Landes nie eine große Rolle gespielt. Wir hören selten von Aufständen, sie ist nie ein Zentrum industrieller Tätigkeit gewesen wie etwa die Nachbarstadt Löwen. Löwen mußte sich einst von Grund auf ändern, Mecheln konnte bleiben, was es war. Löwen besitzt noch heute das Rathaus und die mächtigen Hallen, die in all die geist-

lichen Erinnerungen einen Hauch aus andern Zeiten herüberwehen; die kläglichen Hallen Mechelns dagegen mit dem unvollendeten Belfried, das Fehlen des Rathauses reden deutlich vom Geiste der Stadt auch schon in frühern Zeiten; hier erfolgte kein Bruch mit der Tradition. Auch die neue habsburgisch-spanische Regierung hat den Charakter des Ortes nicht geändert, es entsprach seinem Werden, wenn die Spanier nach Verlegung der Residenz nach Brüssel die Stadt entschädigten, indem sie ihr mit dem Erzbistum den Primat über die gesamten Niederlande gaben. Und niemand anders als Anton Perrenot de Granvella, Karls V. Berater und scharfsinniger Diplomat, war Mechelns erster Erzbischof-Primas und Kardinal. Von da ab hat Mecheln bis zur Stunde diese Würde behalten; in seinen Mauern pulsiert das kirchliche Leben des Landes, und die zahlreichen Kleriker, die in Mecheln weilen müssen, geben schon dem Straßenbilde die bestimmte Note.

Fast zwingend aber drängt das Äußere des Ortes den geistlichen Charakter auf. Die alles beherrschende Kathedrale St. Romuald steht da in trotziger Kraft. Es mag höhere, schönere, geschlossenere gotische Türme geben als ihn; keiner aber vermag ihn zu erreichen an Wucht. Die Wirkung des Turmes ist beinahe brutal. Es gibt kaum einen Winkel der Stadt, in den er nicht drohend hineinschaute. Ohnehin von nicht bedeutendem Umfange, beherrscht die Kathedrale mit ihrem Turmklotz das Stadtbild überwältigend. Stets muß man, wo immer man steht, zu ihm aufschauen; er erscheint wie die Kristallisation des gesamten kirchlichen Lebens in einem alle Vorstellung überragenden Mittelpunkte. Er ist wie die Angel, um die alles kreist.

Gegen ihn versinken die übrigen geistlichen Gebäude der Stadt, die zahlreich überall verstreut sind, wie ins Nichts. Sie wirken nur, je weiter sie von der Kathedrale entfernt liegen, aber so oft das mächtige Gebäude wieder in uns emporsteigt, vermögen sie sich nicht zu halten. Für eine Stadt von kaum 60 000 Einwohnern ist die Zahl der Kirchen bedeutend, deren Größe dazu meist respektabel ist. Die Johannes-Kirche, St. Peter und Paul, Liebfrauen, Notre Dame d'Hanswyck, St. Katharinen, Beguinenkirche.

Letztere liegt in der alten Beguinage, jenen stillen Plätzen, die zur geistlichen Stadt gehören, Stätten eines alten Brauches, der seine letzte Zuflucht in den Niederlanden gefunden hat. Ich kenne schönere Beguinenhöfe als den von Mecheln, doch ich könnte mir die geistliche Stadt nicht ohne ihn denken; aber ich kenne keinen Ort in den Niederlanden, der uns die geistliche Stadt so lebhaft vor Augen führte wie die nächste Umgebung der Kathedrale St. Romuald.

Hier ist der Mittelpunkt der Stadt, von hier empfängt sie ihre Impulse.

Alles, was nur in unserer Phantasie die geistliche Stadt schmücken und charakterisieren kann, finden wir hier vereint. Die Kathedrale, den ehemaligen Kirchhof, das Priesterseminar, das Palais des Erzbischofs und die Amtswohnungen der Kleriker. Aber darin liegt nicht der Zauber der geistlichen Stadt; wir finden das anderswo auch. Unerreicht steht Mecheln da durch den beschaulichen Frieden, der alles still bedeckt. Hier erstirbt der Lauf der Welt, die Seele zieht sich in sich selbst zurück, zu versonnener Beschäftigung mit dem Höchsten. Löwens Orte geistiger Erholung flüchten an die Peripherie, in Mecheln liegen sie mitten im Mauerring, im Zentrum.

Der schwache Verkehr der geistlichen Stadt stört nicht die stille Betrachtung frommer Kanoniker und angehender Priester; in den Straßen, die winklig sind und ohne Häuser, mit Gärten und wogenden Bäumen durchsetzt, wächst das Gras und wuchert die Natur wild, die Dyle zieht ihren Silberstreifen hindurch, in dessen Glitzern das Auge kaum eine Bewegung erkennt.

Der Fremde geht voll des süßen Zaubers wieder hinaus; er nimmt unwillig Abschied von dem Frieden am Bahnhof, wo es tost und lärmt. Kein größerer Gegensatz, als die geistliche Stadt und der Bahnhof, an dem sich die Linien Lüttich—Ostende, Antwerpen—Brüssel kreuzen; aber die rastlose Bewegung bricht sich an den alten Wällen der geistlichen Stadt und vermag nicht hineinzudringen.

Vertraut sind dem Reisenden die Orte Brügge und Ypern. Brügge ist das verzogene Schoßkind der Massen; Ypern tritt dagegen bescheiden zurück. Es ist nicht möglich über Brügge etwas Neues zu sagen. Aus Kunstgeschichte, Abbildungen, Photographien, Reiseandenken sind uns einzelne Bilder so oft entgegengetreten, daß wir sie kennen wie die Gassen und Plätze unserer Heimatstadt. Keine Beschreibung von Flandern kann an ihr vorübergehen. Aber je gründlicher unsere Kenntnis von ihrer Art ist, desto mehr sträuben wir uns, sie zu beschreiben. Brügge bedarf keines Kommentars. Brügges Wirkungen sind so stark, prägen sich so zwingend auf, daß keiner in seinen Mauern gewandelt ist, dem sie nicht vernehmlich sprachen. Brügge ist ganz Mittelalter; man glaubt sich in einem Märchenland, in einer Stadt, die versunken und nun eben wieder auftauchte, in der alten, unberührten Schönheit weit entschwundener Zeiten. Je tiefer man sich in Brügges Reize hineinlebt, desto mehr erstirbt man selber dem Modernen. Man kann hier ein Traumleben führen.

Ypern ist bescheidener. Es hat nicht mehr den stolzen Kranz der

Pracht, die es einstens zierte. Sie ist großenteils in den Staub gesunken. Und doch bedarf auch Ypern keines Erklärens. Yperns Straßen und Plätze sind riesengroß. Yperns Mauerring war riesengroß; heute vermag es ihn nicht entfernt zu füllen. Darin erinnert Ypern an Löwen. Aber Löwen hat seine Universität, wie Brügge seinen Fremdenverkehr. Ypern hat nur eine weltgeschichtliche Vergangenheit. Nichts ist ihm geblieben als die Erinnerung, und diese war nicht stark genug, um ihm als Fremdenstadt einen Rang zu geben. Ypern ist unter den Städten der Niederlande, die sich einer reichen Vergangenheit rühmen dürfen, das Aschenbrödel. Neben dem glücklichern Brügge vermag es nicht aufzukommen, und doch trägt es viel echter die Zeichen einer toten Stadt als Brügge. Der Kenner muß dort vor dem internationalen Publikum fliehen; er sucht den frühen Morgen und die stille Nacht, wo sich ihm Brügges Zauber erschließen muß. In Ypern kann er das Mittelalter erleben, wann und wo er will. Diese wahrhaft tote Stadt stört kein Hauch des modernen Lebens, ihre Reize mögen spröder sein als die Brügges, aber sie sind inniger und keuscher. An den Hallen und St. Martin bewegen sie uns tief und nachhaltig, auf den Wällen unter wogenden Sträuchern und Bäumen mit Ausblick auf Stadt und Land reißen sie uns mit sich fort. Brügges Nachwirkung mag reicher, mannigfaltiger und glänzender sein, die von Ypern ist herb, einfach und fruchtbar. In Brügges alten Formen weht neues Leben, Yperns Aussehen ist wie die Stadt — tot.

Aber die Bedeutung Flanderns und Brabants erschöpft sich nicht in den Bildern der Städte, die wir zu zeichnen bemüht waren. Noch liegt der unendlich reiche Kranz der Landstädte und Dörfer vor uns, der das so reich bevölkerte Land reizvoll belebt. Hier sind die Stätten reinsten national-flämischen Lebens. Aber dem schärfer Zuschauenden entgeht es nicht, wie stark und willig sich diese Nation dem Franzosentum drüben im nahen Westen gebeugt. Doch was verschlägt es? Noch leuchtet flämische Art in allem Wesentlichen unverfälscht und unausrottbar lebenskräftig hindurch.

Ich habe keine der vielen Landstädte besonders im Kopfe. Die Eigenarten sind klar und überall vorhanden, ich will nur einen Typ zu zeichnen versuchen. Das ist leicht; denn alle sehen einander ähnlich.

Mitten im Orte liegt die Kirche. Ihre Größe läßt oft alle Erwartung weit zurück. Ihre altersgrauen Mauern sehen ernst und mahnend herab auf das Geschlecht, das zu ihren Füßen wandelt. Sie sehen auf Generationen herab. In den weiten Hallen vermöchte oft heute die ganze Gemeinde zu stehen. Großräumigkeit ist hier

nicht immer ein Zeichen eines Baueifers, der alle Kräfte überstieg. Oft haben diese Orte in verklungenen Jahrhunderten an großen Verkehrsstraßen gelegen, die vier-, fünf-, ja zehnfache Einwohnerzahl von heute gesehen. Gelegentlich ist die Kirche ein Torso. Oft nur die Hälfte ausgeführt, die heute mehr wie genügt. Nicht selten führte man mehrere Gotteshäuser auf. Die Kirchen liegen auf großen Plätzen oder auf dem höchsten Punkte des Ortes. Dann wirken sie gelegentlich wie eine Burg oder Festung. In den frühesten Zeiten mögen sie das in Augenblicken der Not auch wohl gewesen sein. Die Kirche schmückt meist ein wuchtiger Turm. Mit dem hohen Helm beherrscht er den Ort vollkommen. Außer ihm gibt es keine Gebäude, die seine Wirkung beeinträchtigen könnten. Dennoch stecken in diesen Stätten flämischen Lebens gelegentlich noch andere Reste entschwundener Pracht von vollkommenster Schönheit, vor allem Stadthäuser. Oudenaarde mag einmal hier genannt werden. Wie ein verwunschenes Märchenschloß betten die einfachen Häuser diese wundersamen Schätze, die sich verstecken vor den Augen der Welt und in ihrer alten Umgebung voll keuschen Reizes glänzen.

Sonst hat die moderne Zeit überall ihren Einzug gehalten. Die alten Häuser sind hier fast verschwunden; sie werden in den Städten des Landes, die früher hohe Bedeutung für das Wirtschaftsleben gehabt haben, viel häufiger gefunden. Das erscheint auf den ersten Blick unverständlich. Aber vergessen wir nicht, daß der Steinbau in den Städten des Mittelalters keineswegs das Gewöhnliche war. In den weniger bedeutsamen Ortschaften begnügte man sich, von öffentlichen Gebäuden abgesehen, meist mit Holzbauten. Diese aber fielen leicht der Vernichtung anheim. So bieten die Landstädte dem wenig, den nur architektonische Interessen anziehen. Dafür aber besitzen sie ihr Volksleben und ihre Ecken mit reinstem, durch nichts gestörten flämischen Nationalleben.

Wer es beobachten will, der muß es hier aufsuchen. Es spricht nicht zu jedem und sogleich. Der Flame ist verschlossen und nicht leicht zugänglich. Aber die Männer mit den glattrasierten Gesichtern, entschlossenen Zügen und etwas langsamen Bewegungen stehen uns bald lebendig in ihrer charakteristischen Haltung vor Augen. Starker Sinn für das Leben und seine Erfordernisse, Energie und Kraft, Stolz und Offenheit kennzeichnen diese aus Eisen geschmiedeten Männer. Die Moderne hat sie berührt, aber nicht verdorben. Wohl ist in manchen Gegenden die Industrie eingezogen und reckt ihre Fabriken und Schornsteine zum Himmel empor, aber das flämische Volk hat sie nicht zu ändern vermocht, es ist im Kern dasselbe ge-

blieben und von jener unwandelbaren Art, die alle alten Herrenvölker auszeichnet.

Immer wieder mahnen Stadt und Land, Dorf und Feld an die gewaltige Geschichte, die sich auf diesem engen Boden seit fast zwei Jahrtausenden abspielte. Wen es der Mühe nicht verdrießt, mit Stab und Rucksack daher zu ziehen, dem begegnet die Erinnerung aus allen Jahrhunderten und er lernt das Volk verstehen, das diese Gaue bewohnt, zu dem tagtäglich die Steine reden. Er begreift den Stolz und bewertet ihn richtig. Er erkennt, was daran berechtigt ist, und hütet sich, dem stark entwickelten Selbstgefühl, das auch im einfachen Manne steckt, zu nahe zu treten. Er wird es als den Adel dieser Nation, deren Verdienste um die Entwicklung vieler Verhältnisse des politischen und sozialen Lebens groß sind, gern anerkennen. Um so mehr als die flämische Bewegung, die immer weitere Kreise zieht und auch eine echt germanische, ja, wenn man will, auch deutsche Bewegung ist, ihn in seinem alten Stolz weiter bestärkt. Nichts verletzt dieses Volk mehr, als rohe Gewalt und Unterdrückung seines Freiheitssinnes.

Wieder steht das Land vor Umwälzungen, die es aus den Fugen zu heben scheinen. Niemand weiß, was die Zukunft bringen wird, ob das Flamland dem Sieger verfallen und aus der national wenigstens unmöglichen Verbindung mit den Wallonen im Süden herauskommen, oder ob irgendeine andere Änderung eintreten wird; jedenfalls scheint ein Wiederaufrichten dessen, was war, unter den heutigen Verhältnissen kaum wahrscheinlich.

Der Sieger kann äußerlich dieses Volk unter seine Macht beugen, aber den innern Stolz und das unbändige Freiheitsgefühl wird er nicht brechen können. Diese beiden Grundlagen im Charakter des Volkes wird er respektieren müssen.

Eine leichte Aufgabe wird die Behandlung der Flamen unter keinen Umständen sein. Aber die Lösung ist möglich. Allerdings werden die Früchte sich erst in Jahrzehnten zeigen. Dann freilich reich, denn der Kern der Nation ist groß angelegt, ehrlich in seinem Empfinden und für Wohltaten dankbar.

Die Verkehrsentwicklung in Belgien

Otto Dresemann (Cöln)

Wenn vom Verkehr in Belgien die Rede ist, ersteht vor dem geistigen Auge sofort das Bild des engmaschigen Eisenbahnnetzes, das über das gewerbsame, dicht bevölkerte Land gebreitet ist. Dabei gedenkt man zunächst auch nur der Hauptbahnen, vornehmlich Staatsbahnen, während doch die vollspurigen Nebenbahnen, die unter der einheitlichen Verwaltung der Gesellschaft der Nachbarschaftseisenbahnen zusammengefaßt sind, ein an Dichte fast gleichbedeutendes Netz über das ganze Land hin bilden.

Die Tatsache, daß auf dem europäischen Festlande Belgien die erste Eisenbahn im Betriebe hatte, verbürgt schon, daß die Entwicklungsgeschichte des belgischen Bahnwesens zu den bedeutsamsten Kapiteln der Verkehrsgeschichte Europas gehört, und was diese Tatsache verspricht, hält denn auch die Wirklichkeit des Fortschritts, den Belgien auf diesem Gebiete unter den Nationen gemacht hat.

England und Amerika waren zwar als Eisenbahnen bauende Länder vorangegangen, aber was sie schufen, waren doch nur einzelne Linien, Belgien jedoch kann beanspruchen, zuerst mit dem Plane eines Systems hervorgetreten zu sein und seine Eisenbahnbauten auch praktisch nach einem System begonnen zu haben. Ein Eisenbahnsystem ist der Inbegriff der zusammenhängenden Schienenverbindungen innerhalb eines seiner Ausdehnung oder seinem wirtschaftlichen Schwergewicht nach ansehnlichen, politisch oder geographisch begrenzten Gebietes zum Zwecke der Zusammenfassung, des Austauschs und Ausgleichs der innern produktiven Kräfte und ihrer Erzeugnisse, sowie deren gewinnbringender Ausstrahlung nach außen dank der Transporterleichterung für Personen und Waren. Die letztere ist Gemeinziel und Gemeinwirkung aller Eisenbahnen, aber die Einstellung dieser Wirkung in den Dienst der Nation nach allumfassendem Gesichtspunkte, das ist die Besonderheit, mit der Belgien vorangegangen ist, so daß auch der immer noch verkannte Bahnbrecher für ein deutsches Eisenbahnsystem, der Schwabe Friedrich

List, sich bei seiner unermüdlichen, nur langsam verstandenen Werbearbeit auf Belgien bezog und gerade auch die Notwendigkeit betonte, Belgien auf dem Wege des Staatsbahnbaues zu folgen.

In diesem Punkte hat Belgien ebenfalls vorbildliche Schritte getan, nicht ohne innere Kämpfe, denn in dem jungen, erst seit 1830 selbständigen und auch dann noch nicht der äußern Ruhe genießenden Staatswesen beanspruchte das unternehmungslustige Privatkapital sich des jedem Einsichtigen gewinnbringend erscheinenden Eisenbahnbaues zu bemächtigen. Die darin liegenden Widerstände und Schwierigkeiten, zumal in einer neugebildeten und verhältnismäßig kleinen staatlichen Einheit zu überwinden, war keine kleine Aufgabe für die Staatsmänner, die berufen waren, an erster Stelle die Verantwortung zu übernehmen. Die Ausführung wurde aber durch den Umstand erleichtert, daß die Durchführung des Staatsbahngrundsatzes als eine Fortsetzung der Befreiungspolitik erschien, welche der Unabhängigkeitskampf gegen Holland zum Siege geführt hatte. Der vom Abgeordneten Helleputte im Jahre 1897 erstattete Kommissionsbericht zum Gesetzentwurf über die Verstaatlichung mehrerer Privatbahnen bestätigt es noch einmal, daß zu den volkswirtschaftlichen auch politische Gründe traten, als im Beginn der Staatsbahngedanke durchgesetzt wurde; die Eisenbahnen drohten nämlich bei der Freigabe des Baus an Private in die Hand der Orangisten, d. h. des kapitalstarken Anhangs Hollands zu fallen, der noch in der vom früher gemeinsamen König Wilhelm gegründeten „Generalgesellschaft für die Hebung der nationalen Industrie" organisiert war, und der König, dessen Herrschaft man gerade abgeschüttelt, wäre der Hauptaktionär der Eisenbahnen Belgiens geworden. So fiel die politische Frage ebenfalls stark ins Gewicht.

Das Gesetz vom 1. Mai 1834 bestimmte den Ausbau eines Staatsbahnnetzes von zunächst 397 Kilometer Ausdehnung, dessen Betrieb der Staat ebenfalls übernehmen sollte. Noch nicht vier Jahre waren seit der Begründung der Selbständigkeit des Landes vergangen, und schon war eine so gewichtige wirtschaftliche Frage entschieden. Bei aller, amerikanisch zu nennenden Unternehmungslust des jungen Staatswesens wäre der neue Verkehrsgedanke aber doch nicht so schnell zur Tat geworden, wenn nicht schon unter holländischer Herrschaft vorgearbeitet worden wäre. Indessen handelte es sich dabei nur um eine Vorbereitung der Stimmung. Diese machten sich die Ingenieure Simons und Deridder alsbald 1831 zunutze für ihr grundlegendes Werk über die belgischen Eisenbahnen, in welchem die durch die eben erfolgte Lostrennung Belgiens von Holland ge-

schaffene politisch-wirtschaftliche Lage dem bahnplanenden Gedanken der Verfasser eine ganz bestimmte, auch vom Standpunkte der neuzeitlichen rheinischen Verkehrspolitik interessante Richtung gab. Die Befreiung Belgiens war die Fesselung des Hafens Antwerpen geworden, da die Scheldemündung unter holländische Gebietshoheit kam: „Handel und Industrie erlitten durch dieses Ereignis einen schweren Schlag, der Hafen von Antwerpen verödete ... Die Hindernisse, die Holland alsbald der Entwicklung unseres Handels in den Weg legte, ließen fürchten, daß die innern Wasserstraßen und der Rhein uns geschlossen oder doch mit solchen Hindernissen umgeben würden, daß unsere Beziehungen zu Deutschland darunter sehr leiden müßten. Gleich anfangs sprach man 1831 von der Notwendigkeit einer neuen Verbindung zwischen Antwerpen und Köln ... Am 24. August 1831 erhielten die Ingenieure Simons und Deridder durch Ministerialerlaß den Auftrag, den Plan zu einer Eisenbahn zwischen Antwerpen, Maas und Rhein zu entwerfen." Der Gedanke kam jedoch vorerst nicht zur Ausführung.

Den Grundstock der Entwicklung des belgischen Eisenbahnverkehrswesens bildet das Linienkreuz, welches von den nordsüdlichen und ostwestlichen Bahnen mit dem Schnittpunkt Mecheln gebildet wird. Nicht die Hauptstadt Brüssel war der erste Knotenpunkt, wie denn auch in neuester Zeit die schnellsten Züge zwischen West und Ost in Belgien über Mecheln geführt wurden. Das hängt zum Teil mit der Geländegestaltung zwischen Löwen und Brüssel zusammen, die in den vorsichtigen Anfängen des Eisenbahnwesens eine noch viel bedeutsamere Rolle spielte als heute.

Es sollte von Mecheln aus gebaut werden nach der preußischen Grenze über Löwen, Lüttich und Verviers, nach Antwerpen, nach Dendermonde, Gent, Brügge, Ostende, und über Brüssel durch den Hennegau nach der französischen Grenze, also mit internationalem Ausblick nach drei Himmelsrichtungen — Holland ließ man gefühlsmäßig noch aus dem Spiel.

Am 5. Mai 1835 wurde die erste kontinentale Eisenbahnstrecke zwischen Brüssel und Mecheln eröffnet; es verkehrten auf ihr binnen Jahresfrist schon über 550 000 Reisende; am 3. Mai 1836 war die Strecke Brüssel—Antwerpen fertig, und auf ihr fuhren bis Ende November desselben Jahres innerhalb sieben Monaten schon fast 730 000 Personen. Im Jahre 1840, als von den im ersten Eisenbahngesetz vorgesehenen 397 Kilometern 325 ausgebaut waren, zählte man 4 046 950 Reisende, 1850 mit 625 Kilometern waren es 7 312 525, 1870 mit 869 Kilometern 16 139 077. Es wurde dann in stärkerem

Tempo gebaut, so daß zehn Jahre später 2724 Kilometer im Betrieb waren und die Zahl der Reisenden 37 767 012 erreichte. 1884 trat im Staatsbahnbau ein gewisser Stillstand ein; von da an stieg die Kilometerausdehnung von 3129 nur auf 3299 binnen 11 Jahren, während die Zahl der Reisenden sich von rund 39½ Millionen auf rund 50½ Millionen steigerte. Danach setzte bald eine umfangreiche Verstaatlichung von Privatbahnen ein, die das Staatsbahnnetz auf eine Gesamtlänge von etwas über 4000 Kilometer brachte, eine Höhe, die sich Jahre lang dann ungefähr gleich blieb, wohingegen der Verkehr fortgesetzt zunahm, so daß 1900 68½ Millionen, 1905 beinahe 81 Millionen Reisende gezählt wurden. Die Zahl der Fahrten ist wesentlich höher, da die Rückfahrkarten nur einmal gezählt worden sind; wie das Verhältnis dieser zu den einfachen Karten sich gestaltet, ergibt sich aus folgenden Beispielsziffern: 1835 268 997 Reisende, 421 439 Fahrten; 1905 80 875 582 Reisende, 145 471 624 Fahrten.

Wenn 1884 im Staatsbahnbau ein Stillstand eintrat, so ist damit nicht gesagt, daß die Eisenbahnentwicklung überhaupt damals in Belgien stillgestanden hätte. Das genannte Jahr ist vielmehr das Geburtsjahr der sog. Nachbarbahnen: Nebenbahnen mit Vollspur auf den Landstraßen oder auch mit eignem Gelände. Ehe von diesen die Rede ist, müssen die privaten Hauptbahnen ins Auge gefaßt werden.

Der Staat hatte sich nicht das Monopol des Bahnbaues und Betriebs vorbehalten, sondern nur auf diejenigen Linien die Hand gelegt, die anfangs als die den meisten Gewinn versprechenden erschienen. Unter diesem Gesichtspunkte fühlte er sich bis 1862 mit 748 Kilometern gesättigt, wohingegen die Privatgesellschaften 1862 1185 Kilometer in Betrieb hatten. Diese Privatstrecken waren seit 1844 in Betrieb gelangt, als erste die Bahn durch das Waesland, von Vlaamsch Hoofd gegenüber Antwerpen nach Gent. Es war eine Schmalspurbahn mit Hauptbahnbetrieb, durch welche der Ingenieur Deridder, einer der praktischen Väter des belgischen Eisenbahnwesens, zeigen wollte, daß man unter merklicher Ersparung von Kosten doch den gleichen Zweck erfüllen könne wie mit einer Vollspurbahn. Das war aber doch nur in bedingtem Sinne richtig und führte naturgemäß zur Vereinzelung seiner Bahn, auf die keine fremden Wagen übergehen konnten. Nach Übernahme durch den Staat mußte diese auch mit merkwürdigen Betriebsmitteln ausgestattete Bahn umgebaut werden.

Die wichtigsten Privatbahngesellschaften, die sich bildeten, waren die sog. Nordbahn, die Grand Central Belge und die westflandrischen

Bahnen. 1897 wurde unter den Privatbahnen durch Staatsübernahme stark aufgeräumt, so daß nur noch die Nordbahn, die durch den Betrug Hektor Wilmarts berühmt gewordene Bahn Mecheln—Terneuzen und Gent—Terneuzen, sowie zwei kleine andere Strecken noch unabhängig blieben.

Die Nordbahn, so genannt im Anschluß an die französische Nordbahn, obwohl sie mit ihrem Hauptbestandteile mit dieser nicht in Verbindung steht, betreibt die über Namur führende Strecke Lüttich—Givet, dann die Verbindungen zwischen Charleroi, Mons und der französischen Nordbahn, sie hat also einen wichtigen Anteil an der direkten Verbindung von Brüssel und vom Rheine nach Paris, die der belgische Staat versäumt hat, sich von vornherein zu sichern, soweit sein Hoheitsgebiet in Frage kommt. Die Nordbahn hat sich im Verkehr Lüttichs und seiner Umgegend eine bedeutsame Rolle zu sichern gewußt dadurch, daß sie maasaufwärts beide Ufer beherrscht, an denen Bergbau und Schwerindustrie große Siedlungen haben; es sei nur an die Cockerillwerke in Seraing gedacht, die unter holländischer Herrschaft und mit Unterstützung des Königs Wilhelm — in diesem Punkte ein weitsichtiger Vorläufer und Wegweiser für Leopold II. — ins Leben gerufen, für die selbständige Verkehrsentwicklung des jungen Staatswesens von hoher Bedeutung wurden, insofern sie dem Staate bald nach Beginn des Eisenbahnbetriebs die Lokomotiven lieferten.

Für den in den letzten Jahren ansehnlich verbesserten Verkehr zwischen Köln und Paris ist, wie schon angedeutet, die belgische Nordbahn ein wichtiges Zwischenglied, das auch zu seinem Teile die Beschleunigung des Eilverkehrs begünstigt hat. Diese leidet unter den Lütticher Bahnverhältnissen und unter den Geländeschwierigkeiten der Staatsbahnstrecke längs der Vesdre; dort wie hier harren die Zustände einer Verbesserung in der Zukunft, besonders die Zeitvergeudung auf dem Wege von Aachen nach Brüssel und Ostende über Verviers und Lüttich.

Wir haben hier ein Beispiel für die Rolle, die Belgien als Vermittlerland für den großen europäischen Verkehr zufällt, und zwar im besondern für die Verkehrsbeziehungen zu Frankreich und Deutschland. Es ist bemerkenswert, daß der deutsche Verkehr nach Belgien eigentlich nur eine einzige Einfallspforte hat oder doch bis vor ganz kurzer Zeit auf eine einzige beschränkt war. Einmal hängt das damit zusammen, daß das Großherzogtum Luxemburg und das „Großherzogtum" Limburg, wie sich diese holländische Provinz auch nennt, das preußisch-belgische Berührungsgebiet einschnüren, es treten aber

noch politische Umstände hinzu, die gerade unter dem Gesichtspunkte der gegenwärtigen Lage Aufmerksamkeit beanspruchen. So eifrig in den Anfängen des belgischen Eisenbahnwesens zumal für einen Anschluß des nationalen Netzes an die rheinischen Bahnen gearbeitet wurde, so wenig geschah in der Folge für eine Mehrung dieser Berührungspunkte. Erwähnung verdient freilich der alte und immer wieder in der belgischen Presse besprochene Plan einer Eifeler Querverbindung Belgiens mit Mainz; aber dieser Plan war nur insofern ein belgischer, als er von belgischer Seite aus zur Erörterung gestellt wurde, die Last seiner, nebenbei nicht leichten Ausführung sollte auf deutschen Schultern ruhen, im Vergleich wozu die belgischen Zufahrtstrecken eine wesentlich kleinere Leistung bedeutet haben würden. Man phantasierte sich dabei in Schnelligkeitsleistungen dieser neuen Verbindung hinein, die an der Wirklichkeit des Eifelgeländes hätten scheitern müssen.

In eigenartigem Mißverhältnis zu diesem Großplane standen die Schwierigkeiten, die der Ausführung einer ganz kleinen, rein örtlichen Grenzverbindung in den Weg gelegt wurden. Jahrzehntelang wünschte Malmedy seine Postwagenverbindung nach dem belgischen Stavelot durch eine Bahn zu ersetzen, aber auf belgischer Seite blieb die Neigung aus, auf den Bau des belgischen Anteils einzugehen. Die Anlage des Militärlagers in Elsenborn hatte dann die Einmischung der französischen Presse und die Aufhetzung der öffentlichen Meinung Belgiens gegen das Bähnchen zur Folge, als ob es das gefährlichste Mittel für einen Einfall in Belgien bilde. Die belgische Regierung hatte Kaltblütigkeit genug, um diese Dinge nach ihrer Wirklichkeit zu beurteilen, und führte den Bau, wenn auch langsam, in den letzten Jahren durch. Damit war eine zweite unmittelbare Berührungsstelle des deutsch-belgischen Verkehrs geschaffen. Mittelbare Berührungen fanden durch Luxemburg und durch Holländisch-Limburg statt, während die Schienenstränge bei Aachen nach Belgien als ein einheitlicher Übergang angesehen werden können.

Jene Hetze von französischer Seite kennzeichnete wieder einmal so recht die Verschiedenheit des Maßes, das man sich selbst und das man den Deutschen zugesteht: Frankreich hat ein Dutzend und mehr Grenzübergänge nach Belgien!

Der Förderung des internationalen Verkehrs durch Belgien und der Heranziehung des Fremdenverkehrs widmete die belgische Eisenbahnverwaltung einen besondern Zweig ihrer Tätigkeit, in dessen Dienst auch ihre mit festem Wohnsitz im Ausland angestellten kaufmännischen Vertreter wirken mußten. Alle Werbetätigkeit hätte

freilich nicht solche Früchte gezeitigt, wenn nicht eine verlockende Tarifpolitik hinzugetreten wäre, über die in einem eignen Abschnitt zu berichten ist.

Oben ist bemerkt worden, daß der Staatsbahnbau Belgiens im Jahre 1884 einem Stillstand verfiel, daß aber mit diesem Zeitpunkte die Entwicklung der Nachbarschaftsbahnen einsetzte. Das geschah etwas spät, aber um so nachdrücklicher gestaltete sich dann auch der Ausbau, auf den sich die ganze bahnbauliche Tätigkeit warf.

Neben dem engmaschigen Hauptbahnnetz mit seinen mehr als 4000 Kilometern hat Belgien ein Nebenbahnnetz entwickelt, wie seinesgleichen sich nirgendwo findet. Annähernd bedeutsam ist das Nebenbahnnetz in der Lombardei und in Sachsen. Die zahlreichen Linien der Société Nationale des Chemins de Fer Vicinaux füllen die engen Maschen des Staatsbahnnetzes aus oder schaffen dort, wo diese Maschen sich weiten, die erwünschte Verkehrsgelegenheit. Gerade hier verdienen sie den Namen Wohltätigkeitsbahnen; sie erweisen sich namentlich in den Gegenden mit land- und forstwirtschaftlichem Betrieb, in denen die Hauptbahnen weniger auftreten, als Wohltäter. Diese Nebenbahnen gewähren mit ihrer Vollspur den Wagen der Hauptbahnen ungehinderten Zugang und damit bequemen Abfluß der Güter. Der sozialwirtschaftliche Gedanke ist der Vater dieser Bahnen, die mehr noch als andere den kleinen Interessen zu dienen haben, eine Verkehrsaufgabe lösen, an der das Privatkapital wenig oder gar nichts verdienen kann und deshalb auch unlustig ist, sich zu beteiligen. Die Aufgabe fiel deshalb in der Hauptsache dem Staat, den Provinzen und Gemeinden zu. Die Gesetze von 1884 und 1885 sollten verhindern, daß der private Unternehmungsgeist sich aus den Vicinalbahnen die besten Strecken aussuchte, und übertrugen den Bau des gesamten Netzes einer aus den genannten drei Faktoren bestehenden Gesellschaft mit dem oben genannten Namen. Dem Staat steht jederzeitiges Ankaufsrecht zu, er hat die Tarife zu genehmigen und zu beeinflussen, damit die Nebenbahnen keine verderblichen Mitbewerber der Staatsbahn werden. Anfänglich steuerte der Staat ein Viertel, später die Hälfte des Baukapitals bei, die Provinzen übernahmen ein Viertel bis ein Drittel, den Rest tragen die Gemeinden, zu geringem Teil Private. Von den 1898 in den Nachbarschaftsbahnen angelegten 249 226 000 Franken hatten übernommen: der Staat 41,6 Prozent, die Provinzen 28,3 Prozent, Gemeinden 28,6 Prozent, Private 1,5 Prozent. Durch diese Ergänzungsbahnen ist der kulturellen und sozialen Entwicklung des Landes ein hoher Dienst erwiesen worden, und die geringen

Zinsenerträge werden durch diesen Vorteil mehr als aufgewogen. Die Gesamtlänge der Vizinalbahnen betrug 1911 3855 Kilometer, gegenüber 4678 Kilometer Hauptbahnen, sie haben sich also im Vergleich zu diesen in ungleich stärkerem Tempo entwickelt. Die älteste unter ihnen ist die Linie Antwerpen—Turnhout; es folgte Ostende—Nieuport—Furnes, weiter Andenne—Eghezée, Melreux—Laroche, Poix—S. Hubert.

Die Ziele der Tarifpolitik auf den belgischen Eisenbahnen waren sowohl die allgemeine Erleichterung des Reisens als soziale Zwecke. Der Kilometertarif ist niedrig, Schnellzugszuschlag unbekannt; nach dem Preise für 100 Kilometer berechnet kostet das Kilometer je nach den drei Klassen 3,8, 6,4 und 9,4 Cts. für einfache Fahrt; bei Rückfahrten 6,5, 10,3 und 15,1 Cts. (3,4, 5,12 und 7,52 Pf. bzw. 5,24, 8,24 und 12,08 Pf.). Ohne jedes Beispiel billig aber wurde im Jahre 1893 das Reisen auf den belgischen Staatsbahnen gemacht durch die Einführung der kurzfristigen Generalabonnements. Es hat wohl nichts so sehr die Ausländer zum Besuche Belgiens gereizt, als diese bequeme und billige Einrichtung. Andere Länder, zuerst die Schweiz, haben sie nachgeahmt, aber sie konnten doch die entsprechende Billigkeit nicht nachmachen. Eine kleine Verteuerung trat ein, als auch die Privatbahnen mit in das zu befahrende Netz einbezogen wurden, doch blieb auch dann der Preis noch niedrig. Es gab Abonnements zu 5 und zu 15 Tagen, von denen die ersten die Hälfte der zweiten kosteten; da aber die 5tägigen immer mehr statt der einfachen Rückfahrkarten genommen wurden, trat für sie eine weitere Erhöhung ein. Die Preise waren dann folgende: Abonnements für 15 Tage nach den drei Klassen: 23,50, 41, 61,50 Fr.; für 5 Tage: 13, 23, 35 Fr. Statt der 1. Klasse gab es Salonwagen.

Unter dem sozialen Gesichtspunkte wichtig wurde die mit 1870 beginnende Einführung von Arbeiterwochenkarten. Diese können bis auf 100 Kilometer Entfernung genommen werden und sind für die 100 000 und mehr Arbeiter, die täglich aus ihrem ländlichen Wohnort nach den Städten fahren, wegen der Niedrigkeit des Preises eine wahre Wohltat. Für eine Strecke von 100 Kilometer kostet das Sechstageabonnement 3,15 Fr.; wird der Sonntag hinzugenommen 45 Cts. mehr. 75 Kilometer kosten 2,70 bzw. 3,15 Fr.; 50 Kilometer kosten 2,25 bzw. 2,50 Fr.; 30 Kilometer kosten 1,75 bzw. 2,00 Fr.; 10 Kilometer kosten 1,25 bzw. 1,40 Fr. Man muß einmal in den Abendstunden der Abfahrt der Arbeiterzüge aus dem Brüsseler

Nordbahnhof beigewohnt haben, um den Anteil des Arbeiterverkehrs an der allgemeinen Verkehrsentwicklung zu würdigen.

Auf dem Gebiete des Post- und Telegraphenwesens haben billige Preise ebenfalls die Verkehrsentwicklung stark gefördert. Die Post befördert Drucksachen und Warenproben für wenige Zentimes; der Telegraph arbeitet unter folgenden Bedingungen: Das Telegramm von 15, nicht 10, Worten kostet 50 Cts.; bis zu 50 Worten kosten je 5 weitere Worte 10 Cts.; 50 Worte kosten also 1,20 Fr. Jedes Wort über 50 kostet 1 Ct. unter Aufrundung auf volle 10 Worte.

Neben dem lebhaften Verkehr zu Lande besteht ein starker Betrieb zu Wasser sowohl nach außen als im Innern. Dem gewöhnlichen Beobachter fällt mehr der erstere ins Auge, der Verkehr der Seehäfen, wohingegen der ausgedehnte Kanalbetrieb weniger seine Aufmerksamkeit fesselt. Der Verkehr der Seehäfen und seine Entwicklung steht in engem Verhältnis zu der Entwicklung der Eisenbahnen; darum kann der erstere ohne Hinweis auf die letztern nicht betrachtet werden.

Als verkehrvermittelndes Land hat Belgien vor allem sein Augenmerk auf die Heranziehung des Personenaustauschs zwischen dem Festlande und England Bedacht genommen. Auf der Ausführung dieses Gedankens beruht in der Hauptsache die Bedeutung des Hafens von Ostende, der als Handelshafen nur geringe Verkehrszahlen aufweist — u. a. kommt der Handel mittels Staatsdampfers nach den Londoner Tilburydocks in Betracht —und seine regelmäßige Belebung der Fischerflotte verdankt. Im Anfange des belgischen Eisenbahnwesens tat man freilich so, als wolle man Ostende zu einem großen Hafen ausbauen, der die Antwerpen durch die Territorialhoheit Hollands über die Scheldemündung und durch die holländischen Scheldezölle versagte volle Freiheit der Bewegung mit Hilfe der Eisenbahn nach Deutschland ausnützen werde, doch machte man damit nicht Ernst, wohl schon aus dem einen Grunde, weil man Antwerpen trotz der erwähnten Hemmnisse (die übrigens im Jahre 1863 durch Ablösung des Scheldezolls unter Beihilfe der Mächte wegfielen) den Vorrang nicht rauben wollte und wegen seines Widerstandes auch nicht rauben konnte, die Hafenstadt der Nation zu sein. Das Beispiel aus Seebrügge aus viel späterer Zeit ist für die Beurteilung des damaligen, auf Ostende bezüglichen Planes lehrreich.

Ostende wurde mit März 1846 der Ausgangspunkt des von vornherein durch die belgische Staatsbahnverwaltung übernommenen

Paketbootverkehrs nach und von Dover. Durch billige Fahrpreisstellung entzog diese Linie der Linie über Calais einen Teil ihres Verkehrs aus dem nördlichen Europa und aus Mitteleuropa, doch hielt sich die Benutzung bis zu den 90er Jahren des verflossenen Jahrhunderts immerhin innerhalb bescheidener Grenzen, auch wies sie auffallende Schwankungen auf, so wenn 1875 die Zahl der Jahresfahrten 36 038, 1880 dagegen nur 26 225 betrug. 1870, im Jahre des Kriegs und der Flucht manches Franzosen nach dem sichern England, wurde gar die Ziffer von 37 313 erreicht. Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts kam dann ein Aufschwung, der sowohl einer eingreifenden Werbearbeit wie der sie unterstützenden Verbesserung der Verkehrsmittel zu Lande und zu Wasser in Belgien zuzuschreiben ist.

Die internationale Schlafwagengesellschaft mit ihrem Sitz auf belgischem Boden (Lüttich) entwickelte ihren Betrieb über die Schlafwagen hinaus auf die Speisewagen und auf die Einstellung ganzer Luxuszüge in die großen europäischen Linien. Die engern Beziehungen zwischen ihr und der belgischen Staatseisenbahn kamen in der Tatsache zum Ausdruck, daß diese der Gesellschaft die Einstellung von Salonwagen in eine größere Anzahl ihrer schnellern Züge gestattete, als Ersatz für die von der Staatsbahn abgeschaffte 1. Klasse im innern Verkehr. Die Schlafwagengesellschaft nahm Ostende zum Ausgangspunkt ihrer beiden Luxuszüge nach Wien—Konstantinopel und nach Warschau—Petersburg, die bis Köln auf der gleichen Linie laufen, dort sich abzweigen. Der Hebung der Zufuhr von Passagieren und der Annehmlichkeit der Kanalfahrt überhaupt diente die Einstellung von nach und nach 5 Turbinendampfern, beginnend mit der „Princesse Elisabeth", genannt nach der damaligen Kronprinzessin. Auch wurde der Schnellzugbetrieb auf den Zufuhrstrecken zu Lande möglichst beschleunigt, als welche die Linien Cöln—Lüttich—Mecheln—Gent—Ostende (unter Umgehung Brüssels) und Basel—Straßburg—Luxemburg—Brüssel—Ostende in Betracht kommen. Durchgangswagen nach deutschem Vorbilde, schwere, leistungsfähige Lokomotiven, die auch in den Steigungen der Ardennen die große Zuglast mit 60 Kilometer Geschwindigkeit fortreißen, möglichst wenige Aufenthalte, alles vereinigte sich zu der Erreichung des Zwecks der Heranziehung des Verkehrs vom Kontinent nach England und umgekehrt. Die Verkehrszahlen steigerten sich denn auch ansehnlich; 1895 waren 115 601, 1905 schon 136 081 Jahresfahrten erreicht.

Ostende blieb fortgesetzt der Augenpunkt der weitern Verkehrsverbesserungspläne, die auf Abkürzung der Linie von Brüssel nach

Ostende gerichtet waren und auch sonstige Übelstände ins Auge faßten. Der Verkehrsminister Helleputte, schon als Abgeordneter ein Vorkämpfer fortschrittlicher Eisenbahngedanken, hat mit Nachdruck für Verbesserungen gekämpft. Sein natürlich kostspieliges Werk ist nicht fertig geworden, zum Teil litten die Abkürzungsbauten schon einige Jahre lang; man sah sie bei der Fahrt zur Genter Ausstellung ähnlich wie gewisse verlassene Dämme im Westerwald still liegen: Dämme bis zum Horizont, auf denen kein Zug lief, geräumige Unterführungen, die von niemand benutzt wurden. Zukunftshoffnung. Dagegen ist der von dem genannten Minister noch zur Genter Ausstellung fertiggebaute Genter Südbahnhof recht nützlich geworden, und jetzt in Kriegszeiten hat er die volle Ausschaltung des „Süd"bahnhofs ermöglicht.

Helleputte war es auch, der den schon Mitte der 90er Jahre in amtlichen Aktenstücken verfochtenen Gedanken einer geradern Verbindung zwischen Ostende bzw. Brüssel und den Rheinlanden lebhaft verfocht, und damit den alten, von der Wiege des belgischen Eisenbahnwesens her bekannten Gedanken einer geraden Linie von Tongeren auf Aachen zu neu belebte. Mit der Entwicklung des Hafens Antwerpen steht dieser erste belgische Eisenbahnentwurf, der Vater des ganzen belgischen Bahnnetzes, im Zusammenhang. Seine Ausführung, der Anfang der 60er Jahre die Grand Central Eisenbahn näher trat, stand die schwache Besiedlung des zu durchfahrenden Gebiets, die Kreuzung holländischen Staatsgebiets und die mit ihr verbundene Abhängigkeit der Tarifgestaltung entgegen. Helleputte wollte die neue Verbindung mit Aachen und Cöln ganz nahe der holländisch-limburgischen Grenze legen, so nahe ungefähr, wie die deutschen Truppen unter Nichtberührung holländischen Gebietes in dessen nächster Nähe über die Maas gezogen sind. Die Linie sollte von Bleyberg her nach Argenteau führen und hier über die Maas geleitet werden, um über Tongeren und Sint Truiden Löwen zu erreichen. Das hieß Verviers und Lüttich umgehen, den großen Bogen zwischen Aachen und Lüttich abschneiden sowie vor allem auch den schweren Zeitverlust ersparen, der mit der Gewinnung der Höhe über Lüttich bei Ans verbunden ist. Dort muß auf 5 Kilometer ein Höhenunterschied von 105 Meter überwunden werden, was früher mittels Zugseils, jetzt mit Hilfe von Drucklokomotiven geschieht.

Die preußische Staatsbahnverwaltung zeigte längere Zeit wenig Stimmung für die Anlage dieser neuen Linie, die den Übergangsbahnhof Herbestal mit seinen neuen Bauten entvölkert hätte, während die Stadt Aachen lebhaft dafür arbeitete. Mit der Zeit

trat ein Umschwung ein, aber merkwürdigerweise nicht nur auf preußischer, sondern auch auf belgischer Seite: Die Befürworter wurden das Hemmnis, die preußische Verwaltung dagegen zeigte dem Plan größeres Entgegenkommen. Daß Belgien abschnappte, hatte seinen Grund in der leider gerade dort in alles hineingetragenen Parteipolitik. Die von der neuen Linie umgangenen Bezirke Lüttich und Verviers drohten mit erbarmungsloser Opposition im Falle der Ausführung des von ihnen bekämpften Bahnbaues, und die nicht mit einer allzu großen Parlamentsmehrheit beglückte Regierung wagte nicht, mit dem Plane in der früher bekanntgegebenen Weise Ernst zu machen. Allerdings hielt sie wenigstens an einer Erleichterung des Güterverkehrs zwischen Antwerpen und dem Rheinland sowie an der Leitung ganz weniger internationaler Züge über die neue kurze Linie fest, welch letztere nun wohl gebaut werden wird, ohne daß sich Lüttich und Verviers der Verwirklichung von Notwendigkeiten irgendwie entgegenstemmen können.

Ostende nahe benachbart ist der Hafen von Seebrügge — einer Örtlichkeit, die erst durch den Hafenbau entstanden ist und deren Namen schon kenntlich macht, welchem Zwecke die Anlage dienen sollte. Es war beabsichtigt, der alten, einst so herrschgewohnten, dann aber in Stille und Vergessenheit gesunkenen Handelsstadt Brügge durch eine neue, geräumige Verbindung mit dem Meere und durch große Hafen- und Stadenanlagen sowohl an ihrem Saume wie am Meere neues Leben einzuhauchen. Brügge — Seehafen! war eine Reihe von Jahren die Losung in Flandern, und schließlich war das Parlament für diesen kostspieligen, übrigens von Leopold II. eifrig befürworteten Plan gewonnen. Aber der gehoffte Verkehr blieb aus, mochten auch mehrere Bahnhöfe bei Seebrügge angelegt, das Bahnsystem an der Küste umgemodelt, eine Schiffahrtslinie nach Hull mit Sonderzuganschlüssen eingerichtet werden. Es blieb still innerhalb des gewaltigen Halbmonddammes, der den Hafen vor Versandung schützend — freilich erfüllte er diese Aufgabe nur mäßig — sich weit in die See erstreckte. Dazu blickte man von Antwerpen aus wenig freundlich nach dieser Schöpfung, und was man ihr an moralischem und praktischem Abbruch von dort tun konnte, geschah in Presse und Handel. Der ausbleibende Verkehr wurde im Wege des Rückschlusses gar als Beweis dafür angerufen, daß mit dem Seebrügger Hafen weniger wirtschaftliche als militärisch-politische Zwecke verfolgt worden seien, im geheimen Einverständnis Leopolds II. mit England, wie auch die von dem König betriebene neue Befestigung Antwerpens mit einem solchen Einverständnis in Verbindung gebracht

wurde. Daß der Seebrügger Hafen wirklich einmal von militärischem Nutzen werden könne, hat man in Belgien in dem Sinne, wie es wahr wurde, nicht geträumt.

Der große nationale Hafen und ein Welthafen ersten Ranges ist Antwerpen geworden. Er gibt innerhalb eines halben Jahrhunderts das Bild einer fast beispiellosen Verkehrsentwicklung, die uns Deutsche um so mehr anzieht, als sie zu einem wesentlichen Teil deutsches Werk ist. Das große deutsche Hinterland wie die Berührung durch unsere bedeutendsten atlantischen Schiffahrtslinien in Verbindung mit den ortsansässigen deutschen Handelskontoren sind die Faktoren dieser deutschen Arbeit.

Nach der Trennung von Belgien und Holland ging Antwerpen unter dem Druck des holländischen Scheldezolls und der holländischen Gegenarbeit sehr zurück; das änderte sich erst wieder, als mit Hilfe der Mächte der Scheldezoll durch eine große Summe im Jahre 1863 abgelöst wurde. Nun ging es fortgesetzt aufwärts; vorher hatte allerdings selbst unter den erwähnten ungünstigen Umständen dank den neu aufkommenden Eisenbahnverbindungen, zumal dank dem Schienenstrang nach Deutschland, immerhin schon ein Aufschwung eingesetzt.

Neben den Eisenbahnen bilden die Wasserläufe, natürliche und künstliche, ein wichtiges Element der Förderung des Antwerpener Hafens. Die Antwerpener Scheldebucht ist mit der Maas, dem Rhein und den südholländischen Kanälen verbunden durch den 1867 eröffneten Hansweerter Kanal; durch die Kempen führt als besondere Verbindung mit der Maas ein weiterer Kanal, dem die kanalisierte kleine Nethe angeschlossen ist. Mit der Sambre, dem Becken von Charleroi und Nordfrankreich wird Antwerpen verbunden durch den Rupel, den Kanal von Willebroek, der in neuester Zeit im Interesse Brüssels zum Seekanal erweitert worden ist, und dem Kanal von Charleroi, der über Brüssel führt. Brüssel ist so in gewissem Sinne unabhängig von Antwerpen geworden, gleich Gent, das seine Seeverbindung nach der Schelde über Terneuzen besitzt. Es sei in diesem Zusammenhang erwähnt, daß die belgische Sambre ganz, die Maas abwärts bis Lüttich kanalisiert ist. Die Gesamtlänge der belgischen binnenländischen Schiffahrtswege beträgt 2170 Kilometer. 1911 wurden auf ihnen 1 441 656 871 Tonnenkilometer befördert, alle auch die kleinsten Kanäle des engen Netzes eingerechnet.

Antwerpen als Hafen kommt schon lange nicht mit seinem Scheldestaden zu Beladungs- und Entladungszwecken aus. Allerdings ist die Schelde selbst durch ihre Tiefe und Ufergestaltung, der künstlich

nachgeholfen worden ist, ein idealer Hafen; aber es mußten anschließend mehr und mehr gewaltige Hafenbecken angelegt werden, die den großen Seedampfern zugänglich sind. Das Scheldeufer wird zum großen Teil von den Vorrichtungen der deutschen Ozeanlinien in Anspruch genommen. In Antwerpen ist beheimatet die Rote-Stern-Linie und die nationale Kongoschiffahrt nebst einigen andern Unternehmungen jüngerer Zeit, die im beabsichtigten Gegensatz zu dem deutschen Unternehmungsgeist ins Leben traten. Die eigne belgische Seeschiffahrt umfaßte 1911 im ganzen 93 Dampfer und 8 Segelschiffe, erstere mit 160 515, letztere mit 5905 Tonnen. Wie sich der Antwerpener Hafenverkehr hebt, zeigen folgende Ziffern: Es liefen ein 1900: 8619 Schiffe (7915 Dampfer), 1910: 10 943, (10 340); der Tonnengehalt belief sich auf 8 500 772 und 15 101 171. Das Jahr 1907 spielt in der Entwicklung der Antwerpener Hafenanlagen eine denkwürdige Rolle durch die Einweihung bedeutender Erweiterungen, die freilich verblassen neben den von der Regierung noch geplanten neuen Riesenanlagen in Verbindung mit einer Verlegung des Scheldelaufs. Damals waren die westdeutschen Handelskammern zur Besichtigung eingeladen.

Das weckt die Erinnerung an die ältern Beziehungen, die zwischen Westdeutschland und Antwerpen geknüpft wurden an der Hand der ersten Eisenbahnpläne. Sowohl in rheinischen Handelskreisen wie in den belgischen wirtschaftspolitischen Kreisen arbeitete man gleich nach der Trennung Belgiens von Holland auf eine Eisenbahnverbindung zwischen Cöln und Antwerpen hin; sie war, wie schon gesagt, der erste belgische Eisenbahngedanke. Schon 1831 wurde ein Plan dazu entworfen. Zwar kam er nicht zuerst zur Durchführung, auch verwirklichte man ihn in anderer Form, aber 1843 im Oktober konnte doch in Antwerpen und Cöln der Abschluß des Baus einer Schienenverbindung beider Städte gefeiert werden. Ist es nicht wie ein Gedanke der Neuzeit, wenn damals der belgische Minister der öffentlichen Arbeiten beim Zusammentreffen der preußischen und der belgischen Festabordnung sagte:

„Als Verlängerung der Schelde versetzt unsere Eisenbahn Cöln an den belgischen Fluß; als Rheinmündung auf unserm Gebiete verlegt sie Antwerpen an den deutschen Strom"?

Der belgische Klerus

Anton Fürstenberg (Iserlohn)

Einleitung

Nachstehende Arbeit ist die Niederschrift einer Unterhaltung, die mir der als Moralist bekannte deutsch-belgische Seminarprofessor Dr. August Knoch, ein geborener Eichsfelder, der seit 20 Jahren in Belgien, seit 11 Jahren im Priesterseminar zu Lüttich wirkt, gewährte. Professor Knoch ist außerdem als Begründer und Herausgeber der auch in Deutschland vielgelesenen „Lütticher theologischen Revue" und als Verfasser der Schrift: „Geburtenrückgang und praktische Seelsorge" (Mainz 1913, Kirchheim) bekannt. Aus praktischen Gründen behalte ich den ungefähren Gang der Unterhaltung bei. Die Darstellung verliert dadurch nicht an Lebhaftigkeit und gewinnt an Genauigkeit.

Die allgemeine Vorbildung des belgischen Klerus

In deutschen Berichten kommt vielfach die Meinung zum Ausdruck, die Ausbildung des belgischen Klerus — wenigstens die allgemeine Vorbildung, die Gymnasialbildung — sei im Vergleich zu den Kenntnissen, die das deutsche Gymnasium vermittelt, rückständig und mangelhaft. Welches ist Ihre Meinung hierüber?

Das Gymnasialstudium des belgischen Klerus entspricht genau den Anforderungen, die alle staatlichen Gymnasien in Belgien und in fast allen Nachbarländern: Frankreich, Holland, England, an die studierende Jugend grundsätzlich stellen. Ist der erwähnte Vorwurf berechtigt, so trifft er allgemein diese Länder, nicht speziell den bel-

gischen Klerus. Das belgische Gymnasium — heiße es Athénée, Petit Séminaire oder Lycée, Collège — zählt nur sechs Klassen (Sexta bis Prima). Doch sind den meisten Vollgymnasien zur Befestigung der Volksschulkenntnisse und nähern Vorbereitung auf die Lateinstudien noch eine oder zwei Präparandenklassen (Septima und Oktava) angegliedert. Im übrigen setzt selbstverständlich der Besuch des Gymnasiums den Elementarunterricht einer guten Volksschule voraus. Der elfjährige Knabe, der sofort in die Sexta aufgenommen werden will, muß sich einer Vorprüfung unterziehen, die den guten Erfolg eines sechsjährigen Unterrichts in der Volksschule bestätigt. Wer auf Grund dieser allgemein gültigen Studienordnung das Reifezeugnis (Diplôme d'Humanités) erlangt, kann zur Universität übergehen. Wer diesen Befähigungsnachweis nicht erbringt, wird auch zum Studium der Theologie nicht zugelassen. Es handelt sich um eine staatlich sanktionierte Einrichtung, der sich auch die kirchlichen Behörden anzupassen haben. —

Im Vergleich zu deutschen Verhältnissen, zu dem neunjährigen Studiengang unserer Gymnasien, ist dann aber doch ein Manko im belgischen Lehrplan kaum zu leugnen. Finden Sie nicht, daß, wenigstens nach deutscher Auffassung und Erfahrung, ein Ausgleich sehr wohl am Platze wäre?

Mit Vergleichen von Land zu Land muß man sehr vorsichtig operieren. Sehen wir hier von den nichttheologischen Universitätsstudien ab. Für die Theologiestudierenden aber ist der Ausgleich, den Sie wünschen, schon da. Die belgischen Bischöfe haben dafür gesorgt. Wenn unsere angehenden Theologen das Reifezeugnis regelrecht erworben haben, müssen sie, während ihre einstigen Mitschüler sich schon der akademischen Freiheit erfreuen, noch zwei volle Jahre in der bisher besuchten Studienanstalt, im Philosophicum des kleinen Seminars, verbringen. Der Unterrichtsplan für diese zweijährige Vorbereitung auf die theologischen Studien entspricht in der Hauptsache dem Lehrplan der obern Klassen des deutschen Gymnasiums. Sehen Sie, bitte, diesen Studienplan ein. Neben der Philosophie, die als Hauptfach eine Lehrstunde täglich beansprucht, finden Sie Latein, Griechisch, Hebräisch, Übungen im französischen und flämischen Aufsatz, Physik, Chemie, Pädagogik, Rhetorik. Kurz, alles, was die Gymnasialbildung besonders im Hinblick auf das Theologiestudium wirksam ergänzt, erhält Platz im belgischen Philosophicum.

Wird dieser zweijährige Vorbereitungskursus strenge durchgeführt?

Die beste Garantie dafür ist das wesentliche Interesse, das die kirchliche Behörde selbst an einem wissenschaftlich tüchtigen Klerus hat. Meine erste Lehrtätigkeit vollzog sich am Philosophicum des Diözesanseminars zu Sint Truiden. Sieben Jahre war ich Leiter dieser Kurse, und ich kann nur bekunden, daß ich bei der strikten Durchführung der ganzen Studienordnung stets tatkräftigste Unterstützung von seiten der kirchlichen Behörde fand. Alle vorgesehenen Fächer mußten von den Schülern ausnahmslos belegt werden. Als Durchschnittsprädikat wurde in schriftlicher und mündlicher Prüfung „Gut" verlangt, und so kam es, daß nach Ablauf der zweijährigen Vorbereitungszeit 5 bis 10, ja 15 Prozent von den für das Universitätsstudium reif erklärten Zöglingen nicht zu den theologischen Studien zugelassen wurden.

Diese ausgleichende Studiennorm ist allerdings in Deutschland weniger bekannt. So sind wohl alle Ihre Wünsche hinsichtlich der allgemeinen Vorbildung Ihres Klerus erfüllt?

Mein Hinweis sollte nur zeigen, welche Vorsicht bei Vergleichen geboten ist. Könnten wir hier auf Spezialfragen eingehen, so würden auch weitere Aufgaben und „Wünsche" hervortreten. Aber nennen Sie mir einen echten Schulmann, der sich nicht mit Reformplänen redlich abquält!

Die theologische Ausbildung des belgischen Klerus

Wie lange dauert in Belgien nach Absolvierung von Gymnasium und Philosophicum das eigentliche Studium der Theologie?

Acht Semester verbringen die Studierenden der Theologie im sogenannten Großen Seminar. Die Vorlesungen umfassen alle Disziplinen einer theologischen Fakultät Deutschlands und werden nur 10 Wochen jährlich ausgesetzt: 1 Woche zu Weihnachten, 3 Wochen zu Ostern, 6 Wochen im August-September. Im Seminar waltet strenge Studienordnung. Zu allen Vorlesungen müssen die Studenten pünktlich erscheinen; jedes Fernbleiben ist beim Professor zu entschuldigen. Seminardisziplin, gestützt auf wohlgepflegtes Verantwortlichkeitsgefühl, bewirkt, daß von den etwa 160 Studenten des Lütticher Seminars im ganzen Jahre keine zehn Entschuldi-

gungen wegen Versäumnis einer Vorlesung — von Krankheitsfällen abgesehen — bei mir einlaufen. Viermal im Jahre geben schriftliche und mündliche Prüfungen in allen Fächern Aufschluß über die erworbenen Kenntnisse. Wer nicht voll befriedigend abschließt, wird am Jahresschluß unerbittlich entlassen. Die ganze gebundene Studienordnung der Seminare ermöglicht diese stramme Disziplin.

Aber liegt gerade hierin nicht auch die Schwäche der Seminarbildung, im Gegensatz zum Universitätsstudium, das mit der akademischen Freiheit den jungen Leuten mehr Selbständigkeit, Initiative und Weltkenntnis vermittelt?

Das ist die bekannte Streitfrage, die wir hier nicht entscheiden wollen. Die Praxis, die faktischen Resultate, die Traditionen eines jeden Landes müssen hierbei berücksichtigt werden. Zudem kommen in dieser Frage noch ganz bestimmte kirchliche (tridentinische) Normen in Betracht. Und nun bitte ich, folgendes nicht zu übersehen. Die belgischen Bischöfe waren in ihren diesbezüglichen Anordnungen sichtlich von dem Wunsche geleitet, einen Mittelweg zu finden, ein gemischtes System von freier und gebundener Studienordnung in den belgischen Seminaren einzuführen und so aus scheinbar Unversöhnlichem möglichst viel Gutes und Brauchbares zu gewinnen. Deshalb ist auch die belgische Methode wesentlich verschieden von der in Frankreich und Italien meist üblichen Seminarbildung. —

Wollen Sie diesen interessanten Punkt etwas genauer präzisieren?

Zunächst bestehen in Belgien keine Gymnasien, die ausschließlich auf das Theologiestudium vorbereiten. Die Schüler der staatlichen und städtischen Gymnasien finden mit einem befriedigenden Abgangszeugnis ohne weiteres Zutritt zu den theologischen Lehranstalten. Anderseits unterrichten die bischöflichen Gymnasien genau nach dem staatlichen Lehrplan, so daß die Abiturienten dieser Anstalten zu jedem Universitätsstudium übergehen können. Die Wahl- und Berufsfreiheit der studierenden Jugend ist also vollkommen gewährleistet. Tatsächlich entscheidet sich nicht die Hälfte der Schüler bischöflicher Gymnasien nach Erlangung des Reifezeugnisses für das Studium der Theologie. Die angehenden Theologen aber, die während der ganzen Gymnasialzeit in engster Fühlung mit ihren die Universität beziehenden Freunden geblieben sind, fühlen sich in ihrem spätern Wirken nicht isoliert, da erfahrungsgemäß die ersten Jugendfreundschaften den längsten Bestand haben.

Aber von dem Augenblick an, wo die Entscheidung für das Theologiestudium fällt, wird doch der belgische Student auf mehrere, für das spätere Leben besonders wertvolle Jahre von größerer Welterfahrung abgeschlossen?

Diese Weltabgeschiedenheit ist nicht so schlimm, nicht so vollständig, wie Uneingeweihte sich dieselbe vorstellen mögen. Die belgische Seminarordnung verfolgt offenkundig den Zweck, Seelsorger für die Welt, keine Kandidaten für das Klosterleben heranzubilden. Deshalb sind zunächst, abweichend von der französischen Praxis, Ordensleute von den Lehrstühlen der belgischen Seminare ausgeschlossen. Alle Professoren sind Weltpriester, besitzen auch Welterfahrung nicht nur infolge ihres akademischen Studiums, eines langjährigen Aufenthaltes an der Universität, sondern auch durch die lebendige Seelsorgepraxis, die ihnen nach erfolgter Doktor-Promotion durchweg auf längere oder kürzere Zeit zugewiesen wird. Dementsprechend ist ihre Lehrmethode und ihre ganze Einwirkung auf den angehenden Weltklerus durchaus nicht weltfremd. Auch zur Selbständigkeit wird der belgische Seminarist planmäßig erzogen. Abgesehen vom obligatorischen Besuch der Vorlesungen kommt jeder seinen Pflichten in möglichst selbständiger, seinem Ermessen überlassener Tätigkeit nach. Ohne beengende Aufsicht studiert der Seminarist nach Belieben im eignen Zimmer oder in gemeinschaftlichen Räumen und Gärten. An zwei Nachmittagen der Woche hat er freien Spaziergang. Die Ferien kann er unverkürzt zu Hause verbringen. In den letzten Seminarjahren werden die Priesteramtskandidaten an Sonn- und Festtagen auf die einzelnen Stadtpfarreien, auf die Jugend- und Arbeitervereine verteilt, wo sie eine recht praktische Vorschule für ihr späteres Leben in Wort und Tat durchmachen können. Diese allgemeinen Andeutungen bekunden auch dem Laien, daß das gemischte belgische System wesentliche Unterschiede von den vielgenannten französischen und italienischen Methoden aufweist.

Das Fachstudium des belgischen Klerus

Den deutschen Klerus würde es interessieren, darüber Aufschluß zu erhalten, in welchem Maße beim belgischen Klerus nach Austritt aus dem Seminar die theologischen Fachkenntnisse vertieft und erweitert werden.

In den ersten 12 Jahren ihrer Seelsorgetätigkeit haben sich alle belgischen Weltpriester alljährlich abwechselnd zu einem mündlichen oder schriftlichen Examen einzufinden. Von dem Erfolge hängt die weitere kirchliche Approbation ab. Die von den Seminarprofessoren festgesetzten Themata entsprechen der in zwei Theologiesemestern behandelten Materie, so daß der vierjährige Seminarkursus in diesen 12 Jahren dreimal vollständig wiederholt werden kann. Die Ergebnisse werden jedem Herrn schriftlich zugestellt. Nach diesen, auf 12 Jahre verteilten Prüfungen steht es den jungen Seelsorgern frei, sich zum Generalexamen über Moral und Pastoral zu melden oder noch weiter an den jährlichen Examina teilzunehmen. Dieses Generalexamen bildet den Abschluß des amtlich kontrollierten Fachstudiums. Jedoch muß sich vor Übernahme der ersten Pfarrstelle der Pfarramtskandidat dem allgemein bekannten Pfarrexamen unterziehen. Daneben laufen obligatorisch für alle in der Seelsorge tätigen Geistlichen, ganz unabhängig von Alter und Dienstjahren derselben, die monatlichen, unter dem Vorsitz des Dechanten stattfindenden Priesterkonferenzen. Für jede Konferenz werden drei theologische Fragen von den Seminarprofessoren übersandt. Jüngere Konferenzmitglieder arbeiten die Antworten schriftlich aus; das Referat gelangt in der Konferenz zur allgemeinen Diskussion und wird dann, mit den Anmerkungen der Konferenz versehen, den Seminarprofessoren vom Dechant überreicht. So gehen jeden Monat die Arbeiten von 80 Priesterkonferenzen hier ein, denn jede Konferenz soll nicht mehr als 12 bis 15 Teilnehmer umfassen. Die Resultate der einzelnen Konferenzarbeiten werden alljährlich vom Bischof in der Plenarsitzung der Dechanten bekanntgegeben.

Kommt von all diesen wissenschaftlichen Leistungen nichts an die Öffentlichkeit?

Sehen Sie sich, bitte, diese stattliche Reihe von Oktavbänden meiner Bibliothek an. Das ist die Lütticher „Theologische Revue", die sich jedes Jahr um einen neuen Band bereichert. In dieser Zeitschrift werden die gediegensten Konferenzarbeiten unter Verantwortung des zuständigen Theologieprofessors veröffentlicht. Die Revue ist in mehreren Tausenden von Exemplaren in Belgien und im Auslande, auch in Deutschland, verbreitet. Wir stehen somit unter internationaler Kontrolle. Das nächste Interesse daran haben natürlich unsere Diözesanpriester, die fast ausnahmslos diese Zeitschrift halten.

Wenn in allen belgischen Diözesen die theo-

logische Wissenschaft in dieser Weise gepflegt wird, dann braucht ja der belgische Klerus einen Vergleich mit dem Klerus anderer Länder nicht zu scheuen?

Ihre Schlüsse mögen Sie selbst ziehen. Die jährlich stattfindende Konferenz der belgischen Bischöfe trägt Sorge dafür, daß alle Diözesen in dieser eminent wichtigen Sache möglichst gleichen Schritt halten. So hat z. B. jetzt jede Diözese Belgiens ihre eigne theologische Zeitschrift mit dem ausgesprochenen Zweck, die Konferenzarbeiten des Klerus zu unterstützen und zur Geltung zu bringen. Übrigens hörte ich des öftern auch ausländische Bischöfe die belgische Studienordnung rühmen. Seit der Vertreibung der Ordensleute aus Frankreich sind die französischen Seminare vielfach nach belgischem Muster reorganisiert. Und ich kann sogar verraten, daß der derzeitige Vorsitzende der russisch-orthodoxen Heiligen Synode in Petersburg, Dr. Sabler, nach persönlicher Rücksprache mit mir unsern ganzen Diözesanbetrieb als über alles Lob erhaben erklärte. Freilich waren das russische Vergleiche!

Die weitere Ausbildung des belgischen Klerus an der Universität Löwen

Woher bezieht die kirchliche Behörde die für den Betrieb der bischöflichen Seminare und Gymnasien nötigen Lehrkräfte?

Von der Universität Löwen. Für die 7 bis 8 Millionen belgischer Katholiken bestehen 6 Diözesen: Mecheln, Gent, Brügge, Tournai, Namur, Lüttich. Jede Diözese besitzt ein Priesterseminar mit 7 bis 8 Lehrstühlen für die einzelnen theologischen Disziplinen. Ferner gibt es in jeder Diözese eine Anzahl bischöflicher Gymnasien und Progymnasien neben den staatlichen gleichartigen Anstalten. Die Diözese Lüttich mit über 1 Million Katholiken und gegen 1200 Weltpriestern zählt deren 17. Dazu kommen noch eine Reihe Mittelschulen und 2 bischöfliche Lehrerseminare. Die Beschaffung aller für diese Anstalten notwendigen Lehrkräfte, die fast ausschließlich dem geistlichen Stande angehören, ist keine leichte Aufgabe.

Und wie wird diese Aufgabe praktisch gelöst?

Nach Abschluß der theologischen Studien im Priesterseminar tritt eine Scheidung ein. Die Mehrzahl der Neupriester findet in

der Pfarrseelsorge Verwendung. Die für das Lehramt Begeisterten und Befähigten werden zum weitern Studium der Theologie oder zum Studium der Philologie, der Mathematik, der Naturwissenschaften an die Universität Löwen entsandt.

Wie lange dauert, nach Absolvierung des theologischen Kursus im Priesterseminar, noch das Studium der Theologie in Löwen bis zur Erlangung der Doktorwürde?

Nach den Satzungen der theologischen Fakultät der Universität Löwen werden nur diejenigen Kandidaten zum Doktorexamen zugelassen, welche nach Vollendung der theologischen Seminarstudien, die übrigens die Löwener Vorlesungen stets voraussetzen, noch 12 akademische Semester in Löwen nachweisen können. Und diese 12 Semester sind nicht etwa bloß zum „Absitzen". Jeden Vormittag 3 bis 5 Stunden Kolleg, nachmittags Disputationen, Seminarbesuch und Privatstudium. Die theologischen Grade — Löwen erteilt deren drei, das Bakkalaureat nach 4 Semestern, das Lizentiat nach 8 Semestern und das Doktorat nach 12 Semestern — können nur erworben werden durch öffentliches Examen und nach öffentlicher Disputation, wozu möglichst viele fremde Theologen herangezogen werden. Während der letzten 4 Semester wird dem Promovierenden ohne weitern Kollegzwang freies Privatstudium unter der Leitung eines Universitätsprofessors zuerkannt. In diesem Zeitraum muß auch die Doktordissertation, die 3—400 Druckseiten umfaßt, veröffentlicht werden. Als Krönung der Löwener Studien gelangt diese Dissertation mit 72 weitern Thesen aus allen Gebieten der Theologie zur öffentlichen Disputation, die 3 Tage, jeden Tag 4 bis 5 Stunden in Anspruch nimmt. Den Schlußakt bildet eine große Feier, woran alle Fakultäten teilnehmen. Während derselben werden die Doktorinsignien vom Rektor Magnificus in feierlicher Weise überreicht. Die Stadt trägt zum Zeichen ihrer Anteilnahme Flaggenschmuck.

Diese ganze Organisation gestattet doch nur wenigen Universitätsbesuchern, die theologischen Studien bis zur Erlangung der Doktorwürde durchzuführen?

Gewiß, die meisten ziehen nach Erwerbung des Bakkalaureates, sehr viele nach dem Lizentiatsexamen ab. Die Universität Löwen hat es offenbar nicht auf die Zahl abgesehen. Um Ihnen mit Zahlen zu dienen: nach den Wirren und Nachwehen der fran-

zösischen Revolution wurde die altehrwürdige Universität Löwen im Jahre 1834 von den Bischöfen Belgiens wieder ins Leben gerufen; mein eignes Doktorexamen, das im Jahre 1895 stattfand, war das dreiunddreißigste seit diesen 61 Jahren. Erst in der neuesten Zeit ist auf Anregung des Kardinals Mercier die Zahl der geforderten Semester etwas reduziert worden. Die ganze Organisation läßt auch einen starken Besuch der Löwener theologischen Fakultät nicht zu. Freilich kommt zu den 20 bis 30 belgischen Theologiestudierenden noch eine Anzahl Ausländer, die aber meist nicht promovieren. Außerdem stellen die religiösen Orden ein ziemliches Kontingent. Fast alle in Belgien ansässigen Ordensgesellschaften unterhalten in Löwen ihr Studienhaus, das die Teilnahme an den akademischen Vorlesungen für die jungen Ordensleute erleichtert. Nach dem Durchzug der deutschen Truppen haben manche Kriegsberichterstatter mit Verwunderung und nicht ohne abfällige Bemerkungen darauf hingewiesen, mit wie vielen Mönchen und Klöstern Löwen beglückt sei. Jetzt haben Sie dafür die ganz einfache Erklärung.

Statistisches über die katholische Universität Löwen

Wie stark ist der Besuch der gesamten Universität Löwen?

Mit den Jahren, besonders innerhalb der letzten Jahrzehnte, hat die Bedeutung der Universität immer mehr zugenommen. Mit 86 Studenten wurde die Hochschule im Jahre 1834 wieder eröffnet, mit 754 Hörern feierte sie 1859 ihr silbernes, mit 1836 Besuchern konnte sie 1884 ihr goldenes Jubiläum begehen; nach weitern 25 Jahren, im Jahre 1909, zählte sie 2216 Studierende. Im letzten Jahre stieg die Zahl der Hörer auf annähernd 3000. Es erübrigt sich der Hinweis, welche Macht und welch durchgreifender Einfluß in einem kleinen Lande wie Belgien einer solchen wissenschaftlichen Bildungsstätte zukommt, besonders wenn die „Philister", wie die Löwener, in festen Verbänden freundschaftlich zusammenhalten. Zu den 130 Dozenten aller Fakultäten stellt der belgische Klerus etwa die Hälfte. Wie viele, die von den Resultaten der epochemachenden Zellenforschungen Carnoys zehren, wissen kaum oder gar nicht, daß der weltberühmte Biologe ein belgischer Geistlicher ist. In etwa 30 wissenschaftlichen Zeitschriften wird die Arbeit der Löwener Professoren der Öffentlichkeit übergeben; die bloße Aufzählung ihrer Werke füllte im letzten Jubeljahre fünf starke Bände. Mit dem monumentalen Unternehmen der Bollandisten trägt die Universität

Löwen den Ruf der belgischen Wissenschaft in die ganze Welt. Der hochgelehrte Papst Leo XIII. hat sie als leuchtendes Vorbild allen katholischen Universitäten zur Nachahmung empfohlen.

Wer trägt die finanziellen Kosten einer solchen Hochschule?

In erster Linie der belgische Klerus. Belgien hat vier Universitäten, zwei staatliche (Lüttich und Gent) und zwei „freie" (Brüssel und Löwen). Keine kommt Löwen an wissenschaftlicher Bedeutung gleich. Und doch erhält Löwen vom belgischen Staate keine Dotation, keine Unterstützung. Bis in die allerletzte Zeit besaß die Universität nicht einmal die Zivilrechte einer juristischen Person, konnte also nicht durch freiwillige Gaben, durch Stiftungen sichergestellt werden. Groß sind die angeforderten Opfer; Hunderttausende müssen jahraus, jahrein aufgebracht werden. Hochherzige Laien helfen mit bedeutenden Zuwendungen, allen voran die in Löwen wohnende herzogliche Familie von Arenberg, die noch kürzlich ein glänzend eingerichtetes chemisches Laboratorium der Universität als Geschenk überwies. Aber die Hauptlast trägt doch der belgische Klerus. Und dieser Klerus ist bekanntlich nicht reich; nach deutschen Begriffen müßte er arm genannt werden. Der belgische Pfarrer empfängt vom Staate 800 bis 1700 Mark Gehalt. Das gesamte Stelleneinkommen ist durchweg recht bescheiden; wohl die meisten Pfarrer müssen mit 2000 Mark, manche mit einem noch geringern Jahresgehalt auskommen. Aber der Klerus tritt geschlossen, einmütig für die große Sache ein. Er überwindet die Schwierigkeiten durch Organisation, durch freiwillige Selbstbesteuerung, von der sich niemand ausschließt. So besteht die katholische Universität seit 80 Jahren. Je stolzer ihr Ruf und ihr Gedeihen, desto mehr ist ihr der Klerus mit ganzer Seele zugetan. Nun verstehen Sie, welche Gefühle der Untergang der kostbaren Bibliothek und anderer für die katholische Wissenschaft unersetzlicher Schätze in den Reihen des belgischen Klerus auslösen mußte.

Die belgischen Bollandisten

Sie erwähnten neben den Leistungen der Löwener Universität das Bollandistenwerk als einen Ruhmestitel der belgischen Wissenschaft. Darf ich darüber um einige, auch für Laien verständliche Angaben bitten?

Das Riesenwerk der Bollandisten (Acta Sanctorum) verdankt die hagiographische Gelehrtenwelt den belgischen Jesuiten. In der römischen Juristensprache verstand man unter Acta jene Register, in welche die amtlichen Verhandlungen und Rechtssprüche eingetragen wurden. Forderte man in den Zeiten der Verfolgungen einen Christen vor Gericht, so wurde das mit ihm veranstaltete Verhör und die richterliche Sentenz in diesen Akten verzeichnet. Es war begreiflich, daß den ersten christlichen Heiligenlegenden, die das standhafte Bekenntnis und heilige Ende der Martyrer feststellen und den Gläubigen bekanntgeben sollten, vorzugsweise die amtlichen Acta der Richter zugrunde gelegt wurden. So erhielten die betreffenden Werke selbst den Namen Acta Martyrum oder ganz allgemein Acta Sanctorum. Im Laufe der Jahrhunderte mehrten sich die Acta. Es entstanden an vielen Orten freie Bearbeitungen der alten Nachrichten, wobei manche Unrichtigkeiten unterlaufen konnten. Viel schlimmer wurde es, als einerseits die Häretiker anfingen, falsche Akten im Interesse ihrer Neuerungen zu verbreiten, und anderseits bei den Orthodoxen die Wundersucht manche Interpolation und Erweiterung der ursprünglichen, echten Akten herbeiführte. Diese Fälschungen stellten die kirchliche Wissenschaft frühzeitig vor die Riesenaufgabe, das ungeheure, in der ganzen christlichen Welt zerstreute Material zu sammeln, zu sichten, es nach streng kritischem Verfahren auf Ursprung und Inhaltswert zu prüfen. Die bedeutendste Sammlung, die auf diesem Gebiete unternommen wurde und wohl je unternommen werden wird, ist das Bollandistenwerk, das bereits in der Mitte des 17. Jahrhunderts begonnen wurde und auch heute noch nicht zum Abschluß gekommen ist. Es trägt den Namen seines Begründers, des belgischen Jesuiten Johann Bolland, geboren 1596 zu Julemont (Provinz Lüttich). Die Fortsetzer seines Werkes heißen Bollandisten. Als der geeignetste Ort zur Herausgabe der Acta galt Antwerpen. Bolland eröffnete Korrespondenzen mit ganz Europa, vornehmlich mit Italien und speziell mit Rom, um aus allen Bibliotheken und Archiven die vorhandenen Acta und Lebensbeschreibungen der Martyrer und aller andern Heiligen zu erhalten. Es gelang ihm eine solche Menge von Urkunden und Handschriften zu sammeln und im Verein mit einigen gelehrten Ordensgenossen kritisch zu beleuchten und zu verarbeiten, daß im Jahre 1643 zwei starke Foliobände erscheinen konnten. Drei weitere Bände erschienen noch unter Bollands Leitung im Jahre 1658. Nach Bollands Tode (1665) schritt das große Werk ununterbrochen fort und wurde auch durch

den Tod seiner ersten Mitarbeiter nicht gestört, da für jeden abgehenden Ordensbruder ein neuer eintrat, der unter der Anleitung der ältern Kollegen nach dem gleichen Plan weiter arbeitete. Selbst nach der Aufhebung des Jesuitenordens wurde das Werk durch Unterstützung der Kaiserin Maria Theresia von den Jesuiten fortgesetzt, bis der Einbruch der Franzosen in Belgien im Jahre 1794 dem Unternehmen ein Ende machte. Dasselbe war auf 53 Folianten angewachsen. In den Kriegswirren wurden die Sammlungen zerstreut, vieles ging gänzlich verloren. Vergebens wünschte Napoleon die Fortsetzung der gelehrten Forschungen; man glaubte damals alles verloren. Doch fand sich manches wieder in der königlichen Bibliothek im Haag und in der sogenannten burgundischen Bibliothek in Brüssel. Im Michaelskolleg dieser letztern Stadt nahmen die belgischen Jesuiten im Jahre 1838 die Bollandistenarbeit wieder auf. Der erste Folioband der neuen Sammlung erschien im Jahre 1845, der letzte im Jahre 1894; das ganze Werk umfaßt jetzt 64 Folianten. Durch gelehrte Abhandlungen und Anmerkungen ist alles Mitgeteilte erläutert. Infolge der vielen abgedruckten alten Urkunden und sonstiger beigegebener Dokumente bildet das Riesenwerk eine sehr wichtige Fundgrube für Dogmen- und Kirchengeschichte. Seit 1881 veröffentlichen die Bollandisten eine Zeitschrift, die Analecta Bollandiana, um die Mitteilungen der ersten Bände zu ergänzen und zu berichtigen und zugleich neue Arbeiten vorzubereiten. Nur ein großzügig ausgebildeter und stabiler Gelehrtenausschuß konnte an ein derartiges Unternehmen herantreten. Die belgischen Jesuiten haben sich der großen Aufgabe gewachsen gezeigt.

Gelehrtenarbeit in den belgischen Priesterseminaren

Die belgischen Priesterseminare verfolgen zum Teil die Ziele der deutschen theologischen Fakultäten. Entfalten sie auch auf dem Gebiete der gelehrten Forschung eine entsprechend rührige Tätigkeit?

Eine kurze Antwort ist hier kaum möglich. Alle Gebiete des theologischen Wissens werden in den belgischen Seminaren eifrig bearbeitet, die Ergebnisse zur Veröffentlichung gebracht. So veröffentlichen die Theologieprofessoren von Brügge und von Mecheln unter dem Namen „Theologia Brugensis" und „Theologia Mechliniensis" je ein in Fachkreisen hochgeschätztes Sammelwerk, das in einigen Dutzend Bänden alle Teile der katholischen Theo-

logie vom Standpunkte der neuesten Forschungen behandelt. Wer für diese vielverzweigte Seminararbeit ein Interesse hat, der möge die regelmäßig erscheinenden theologischen Revuen der belgischen Seminare zur Hand nehmen; sie vermitteln in exakter Weise alle wünschenswerten Angaben. Die Verschiedenheit der Landessprachen bildet dem deutschen Geistlichen für eine solche Einsicht kein großes Hindernis; denn die Artikel dieser Fachzeitschriften werden ganz oder wenigstens zum großen Teil in lateinischer Sprache veröffentlicht, wie ja auch die Vorlesungen in den Priesterseminaren fast ausnahmlos in dieser Sprache gehalten werden. Aus der neuesten Literatur des Lütticher Seminars sei nur einiges hier erwähnt. Der Kirchenhistoriker Joseph Daris († 1904) verfaßte während seiner Lehrtätigkeit u. a. ein einzig dastehendes, auf Quellenstudien fußendes Werk: „Geschichte des Reichsfürstentums Lüttich, der Diözese Lüttich und ihrer Kirchen" in 29 Bänden, dazu ein vierbändiges Jus canonicum. Neben Daris glänzte der 1909 verstorbene Dogmatiker Ludwig Leroy durch verschiedene Veröffentlichungen auf dogmatischen und aszetischem Gebiete (Hauptwerk: „De Cultu SS. Cordis Jesu", Lüttich 1890). Noch mehr genannt wurde — wenigstens in den akademischen Kreisen Deutschlands — Professor Dr. Georg Monchamp († 1907) infolge seiner unermüdlichen Forschungen und seiner Publikationen über die Philosophie des Cartesius (Hauptwerk: die 1885 von der königlichen Akademie preisgekrönte „Geschichte des Cartesianismus in Belgien"). Wohlbekannt in Belgien und über Belgiens Grenzen hinaus ist auch der Lütticher Moralist Professor Dr. Anton Pottier (jetzt in Rom). Sein Hauptwerk: „De Justitia" erschien 1900 in Lüttich und vertrat, freilich nicht ohne entschiedenen Widerspruch und heiße Kämpfe hervorzurufen, ein neues sozialpolitisches Programm. Pottier und die nach ihm benannte „Lütticher Schule" entfalteten eine Tätigkeit, die in die ganze soziale Reformbewegung der neuesten Zeit immer neue Anregungen, oft auch Aufregungen, hineintrug.

Die soziale Arbeit des belgischen Klerus

Hat der belgische Klerus auch auf dem Gebiete der sozialen Wohlfahrtspflege, außerhalb der Kirche und der Sakristei, praktisch und mit Erfolg gearbeitet?

Das zweibändige Aktenwerk des gelehrten P. Vermeersch S. J. („Soziales Handbuch: Belgiens Gesetze und Werke", 3. Auflage,

Löwen 1909) liefert u. a. über das soziale Wirken des belgischen Klerus so ausgiebiges amtliches Material, daß man nur staunen kann, wenn dieses Wirken noch so wenig bekannt, oft aber verkannt ist. Wenige Angaben und Zahlen genügen, um den praktischen Erfolg dieser sozialen Tätigkeit ganz außer Zweifel zu stellen. Der Lütticher Bischof Viktor Doutreloux († 1901) wird als Bahnbrecher des neuern sozialen Wirkens der belgische Ketteler genannt. Seine in de achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts fallenden „Lütticher Sozialen Kongresse" zogen die bedeutendsten Fachleute und katholischen Staatsmänner aus allen Ländern Europas zu fruchtbarer Beratung an die historischen Ufer der Maas. Die durch die Lütticher und Mechelner sozialen Kongresse gegebenen Richtlinien führten nach kurzer Zeit zur Gründung des „Belgischen christlichen Volksbundes", ein belgisches Gegenstück zum „Volksverein für das katholische Deutschland", das mit einigen hunderttausend Mitgliedern den christlich-sozialen Gedanken in die breitesten Volksschichten trägt. Der Nachfolger Bischofs Doutreloux, der jetzige Oberhirt der Diözese Lüttich, Dr. Martin Rütten, ein als eifriger Apologet längst gefeierter Schriftsteller, dessen weises und festes Eingreifen in die gegenwärtigen Kriegswirren auch von deutscher Seite rühmende Anerkennung gefunden hat, führt seines hochseligen Vorgängers soziale Werke erfolgreich weiter in den Bahnen maß- und kraftvoller Betätigung. Im belgischen Parlament verteidigt denselben Gedanken mit Schneid und Erfolg ein Lütticher Priester, Prälat Keesen, Mitglied des Senats, der einzige geistliche Abgeordnete im „klerikal regierten" Belgien. Ein Mann der Praxis und des eisernen Willens, der freundliche Dominikanerpater Rütten in Gent, trat entschlossen an die schwierige Frage der Organisation christlicher Gewerkschaften heran, noch bevor ihm das belgische Gesetz von 1898 eine feste Handhabe bot. Sein „Generalsekretariat der christlichen Gewerkschaften" verzeichnete im Jahre 1909 bereits 614 christliche Arbeitergruppen mit mehr als 40 000 Mitgliedern. Innerhalb zweier Jahre stieg diese Zahl von 40 000 auf 70 000. Heute ist sie der Zahl der sozialistisch organisierten gleichgekommen. Rutten hat seine ganze Kraft in den Dienst dieser Organisation gestellt. Um die Verhältnisse im Bergbau besser kennen zu lernen, zog er den Priesterrock aus und verlebte einige Monate als Bergmann in den belgischen Kohlengruben. Männern der sozialen Praxis, die, wie Pfarrer Van Oost von St. Truiden, als freiwillige Rendanten für ganze Ortschaften den planmäßigen Bau eigner Arbeitswohnungen in die Hand nahmen, ist es in erster Linie zu verdanken, daß in kaum

20 Jahren nach dem belgischen Gesetz von 1889 mehr als 150 000 Arbeiterhäuser auf belgischem Boden erbaut wurden. Pfarrer Mellaerts (Löwen), der „Bauernvater“ genannt, gründete 1890 den belgischen „Bauernbund“, dem sich bis heute über 45 000 Bauernfamilien angeschlossen haben, und dem ähnliche Bauernverbände in andern Provinzen unter dem Einfluß des Klerus gefolgt sind. Sozial wirken jene Priester, die durch Wort und Beispiel den belgischen Arbeiter dem „Teufel Alkohol“ zu entreißen suchen. Auf einem Kongreß in Mecheln begrüßte der bekannte Staatsminister Beernaert den Lütticher Rektor Joseph Lemmens als den erfolgreichsten Anwalt der Mäßigkeitsbestrebungen. Jene Apostel der Mäßigkeit haben nicht vergebens gearbeitet; denn im Jahre 1891 kamen in Belgien auf den Kopf der Bevölkerung 10,22 Liter Alkohol, im Jahre 1905 nur noch 5,69. Sozial arbeitet auch der belgische Klerus außerhalb der Landesgrenzen in den fernen Missionen. Wie der belgische Kaufmann in der ganzen Welt zu finden ist (Belgien hat den relativ bedeutendsten Welthandel; auf den Kopf der Bevölkerung kamen im Jahre 1912 in Belgien 1029 Franken, in England nur 511, in Deutschland 363, in Frankreich 346), so ist auch der belgische Missionar überall, besonders in China, in Indien und auf den Philippinen. Die Hauptarbeit wird jedoch in der belgischen Kolonie, im weiten Kongo, geleistet, wo allein 600 belgische Missionare für Kultur und Christentum ihr Leben einsetzen. Der Klerus wirkt also sozial und patriotisch zugleich; er ist mit dem Volke durch soziales Wirken aufs innigste verbunden. Ohne ihn hätten sich die katholischen Ministerien seit 1884 nicht in ununterbrochener Reihenfolge halten können.

Belgischer Klerus und Deutschtum

Der Patriotismus des belgischen Klerus ist allbekannt. Aber warum ist die Begeisterung für das Vaterland gerade beim belgischen Klerus so ausgeprägt? Und warum ist die vaterländische Gesinnung des belgischen Geistlichen so ausgesprochen deutschfeindlich?

Für den Kenner der belgischen Verhältnisse birgt dieser Patriotismus kein Geheimnis. Es war soeben die Rede vom seelsorglichen und sozialen Wirken des belgischen Klerus. Aber denken Sie auch an die Geschichte Belgiens, vor allem an die Geschichte des unabhängigen Belgien seit 1830! Katholiken und Liberale, früher verfeindet, schlossen sich zusammen zum Befreiungskampfe,

zur Abschüttelung der Vorherrschaft Hollands. Den Katholiken galt in erster Linie als Kampfpreis die Wiedererlangung der religiösen Freiheit, die von der holländischen Regierung arg beschnitten war. Die neue belgische Verfassung gab denn auch der Kirche Belgiens eine Freiheit, wie sie kein anderes Land in Europa besitzt, und die sich ausdrücklich in der von der Staatsgewalt ganz unabhängigen Ernennung der Bischöfe und Pfarrer dokumentiert. Dieselbe uneingeschränkte Freiheit wurde für die Niederlassungen der religiösen Orden festgelegt. Freie katholische Schulen jeder Art wurden im ganzen Lande errichtet. Volk und Klerus waren stolz darauf, daß die Opfer des Kulturkampfes der großen Nachbarländer Schutz und Zuflucht im freien Belgien fanden, waren stolz darauf, einen Beweis zu liefern, daß ein „klerikal regiertes" Land zugleich auch als das schaffensfreudigste und wohlhabendste unter den modernen Kulturvölkern gepriesen wurde. Sie werden verstehen, wie der Krieg diese Blüten treffen mußte.

War bei Ausbruch des Krieges die Stimmung im belgischen Klerus so ausgesprochen deutschfeindlich, wie sie in der Presse dargestellt wurde?

Ich muß dies ganz entschieden verneinen, und ich habe wohl auf Glaubwürdigkeit einigen Anspruch. Vielleicht ist in den letzten 20 Jahren keinem andern deutschen Geistlichen so viel Gelegenheit geboten worden, in das Geistesleben des belgischen Klerus ungehindert einzudringen. Mein Heimatsort liegt im Herzen Deutschlands, in der Provinz Sachsen, wo ich die Jugendjahre verlebte und wohin mich alljährlich mehrere Male die Schulferien zu Verwandten und Freunden zurückführen. Die Gymnasialstudien machte ich noch nicht in Belgien, wohl aber ein zehnjähriges Studium der Philosophie und Theologie (1885—1895). Namentlich das sechsjährige Theologiestudium in Löwen mit Kommilitonen aus allen belgischen Diözesen brachte enge Beziehungen zu Jugendfreunden, die seitdem in die einflußreichsten Stellungen in ihrer Heimat eingerückt sind. Nach kurzer Verwendung in der Seelsorge wurde ich zur Lehrtätigkeit in belgischen Seminaren berufen, wo ich seit 18 Jahren wirke. Der vorhin erwähnte beständige und obligatorische Kontakt zwischen Priesterseminar und Gesamtklerus fügte es, daß ich die 1200 Weltpriester der Diözese Lüttich, die ja bekanntlich im ersten Ansturm so hart mitgenommen wurde, nahezu alle persönlich kenne. Der Wahrheit die Ehre: Die jetzt in weiten Kreisen Deutschlands vorausgesetzte, allgemeine, feindselige Stimmung mit der

Spitze gegen Deutschland und mit ausgeprägter Neigung zum Anschluß an Frankreich bestand tatsächlich im belgischen Klerus nicht. Gewiß trieben mächtige Faktoren (besonders den wall nischen Teil der Bevölkerung) nach Frankreich hin: Sprache und Stammesgemeinschaft, französische Art, französische Mode und ererbter Freiheitsdrang, vor allem der ungeheure Einfluß der französischen Literatur und Tagespresse in den führenden Kreisen Belgiens. Das alles kann hier nur angedeutet werden. Anderseits aber mußten bei dem nüchtern und praktisch veranlagten Belgier gewichtige Faktoren zugunsten Deutschlands sprechen: Frankreichs moralischer Bankrott, deutsche Zucht und Ordnung, das beispiellose Emporblühen des deutschen Wirtschaftslebens, die achtunggebietende Stellung des Katholizismus im Deutschen Reiche. Was mehr Gefühl und schwerdefinierbare Sympathie bei den Belgiern zugunsten Frankreichs tat, das tat Vernunft und Überlegung zugunsten Deutschlands. Und beim belgischen Klerus, auch beim wallonischen, gab das Vernunftgebot durchweg den Ausschlag. Gewiß wollte der belgische Geistliche, wie jeder gute Patriot, vor allem Belgier bleiben, Belgier im freien Belgien. Aber auf die Frage — und diese Frage ist in den kritischen Momenten der letzten Jahre mehr als einmal in meiner Gegenwart gestellt worden —: für wen man sich entscheiden würde, wenn man sich entscheiden müßte, fiel die Antwort durchweg zugunsten Deutschlands aus. Eine gegenteilige Ansicht wurde in meiner Gegenwart nicht geäußert. Dabei ist Lüttich eine ganz wallonische Stadt, die Hauptstadt der französisch sprechenden Wallonen. Wenn der belgischen Regierung französisch-englische Umtriebe nachgewiesen werden können, so hatte jedenfalls Volk und Klerus, soweit dies im öffentlichen Leben zum Ausdruck kam, von solchen Umtrieben keine Ahnung. Bei Ausbruch des Krieges sah das belgische Volk im Deutschen nur den Neutralitätsverletzer, den Bezwinger. Dann freilich trat mit den Schrecken des Krieges auch im belgischen Klerus ein Gesinnungswechsel ein, so vollständig und so allgemein, wie ihn nur die Kriegspsychologie erklären kann.

Ist eine Aussöhnung möglich?

Zur Kriegszeit, wo die ganze Zukunft noch im Schwerte liegt, ist das eine heikle Frage, die jetzt in Belgien allgemein verneint wird. Und doch bin ich der festen Überzeugung daß diese Aussöhnung kommen wird und kommen muß. Versöhnung liegt im Geistesleben. Wenn sich einst in Belgien ein ruhig abwägendes Urteil, ein klares Verständnis darüber durchringt: welche Ursachen

diesen Weltbrand herbeigeführt, was in diesem Kriege für Deutschland auf dem Spiele stand, was für ein „furchtbar wütend Schrecknis" der Krieg ist, was an den „Barbarengreueln" auf beiden Seiten Wahrheit und Dichtung ist, was die deutsche Heeresleitung, die von den Belgiern zunächst verantwortlich gemacht wird, schon in der Siedehitze der ersten Kriegsperiode für die Ehrenrettung des belgischen Klerus in seiner Gesamtheit getan hat, wie ohne das ritterliche, entschiedene Eingreifen der deutschen Generalkommandos in das Treiben einer von dunklen Mächten getriebenen Tagespresse die Hetze gegen den belgischen Klerus noch ganz andere Dimensionen erreicht hätte, — dann wird auch der belgische Geistliche wohl nicht der letzte sein, der die Hand zur Versöhnung reicht. In den ersten Augusttagen des verflossenen Jahres, unter dem Donner der deutschen Geschütze, habe ich in Lüttich und Umgebung sehr viele belgische Geistliche am Werke gesehen, wie sie zur Ruhe und Besonnenheit mahnten, wie sie unter Lebensgefahr geistlichen Beistand in die vordersten Reihen trugen, wie sie deutsche Verwundete ohne Unterschied in Lazaretten und Privathäusern unterbrachten und pflegten. Nicht einen einzigen habe ich von seiner priesterlichen Pflicht abweichen sehen. Mit Zustimmung der bischöflichen Behörde konnte ich selbst nach erfolgter Kriegserklärung und trotz des ergangenen Ausweisungsbefehles gegen alle deutschen Staatsbürger, den Entschluß fassen, auf meinem Posten hier zu verbleiben, um den bald zu erwartenden deutschen Verwundeten mit geistlichem Beistand und körperlicher Pflege dienen zu können. Unter meinen Augen wurden alle Kriegsverletzten ohne Unterschied von den Klerikern des Lütticher Priesterseminars in liebevolle Obhut genommen. In den Stunden, wo die deutschen Kanonen vor dem Lütticher Festungsgürtel ihre harte Sprache redeten, wurde mir von Bürgern der Stadt auf der Straße des öftern gesagt, daß ihre Häuser und Betten auch für deutsche Verwundete zur Verfügung ständen. Dem Einrücken der ersten deutschen Soldaten in die vom belgischen Militär geräumte Stadt sah die Zivilbevölkerung ganz ruhig zu, von Schießen und Blutvergießen in den Straßen Lüttichs kein Gedanke. Davon war ich Augenzeuge, denn mit den einziehenden Truppen begab ich mich selbst zum Lambertsplatz, dem Zentrum der Stadt. Dasselbe bestätigte uns, hochbefriedigt von der Einwohnerschaft Lüttichs, der erste deutsche Ortskommandant, mein sächsischer Landsmann Major Bayer, den ich in Begleitung von zwei belgischen Kollegen alsbald besuchte. Wenn Gegenteiliges über die Lütticher Ereignisse von phantasiereichen Kriegsberichterstattern, weit vom Schuß, gedrahtet worden ist, so kann ich

nur dem beipflichten, was der Vertreter des Auswärtigen Amtes v. Mumm gelegentlich einer Pressebesprechung im Reichstag, unter Hinweis auf verleumderische Berichte über die Haltung belgischer Geistlicher drastisch und wörtlich erklärte: „Es steht schon jetzt fest, daß die meisten dieser Geschichten erfunden und erlogen sind."

Als mich dann am 10. August ein deutsches Militärauto vom belgischen Kriegsschauplatz nach Aachen fuhr, hatte ich noch keine Ahnung, in welch hochgradiger Erbitterung ich Volk und Klerus nach einigen Monaten hier wiederfinden sollte. Der jetzige Volkshaß ist hinlänglich bekannt und läßt noch nicht nach. Es drängt mich, diese Ausführungen zu beschließen mit den edlen Worten, die ein tiefgründiger Kenner der Verhältnisse, Geheimer Justizrat Karl Trimborn, Mitglied der Kaiserlich Deutschen Zivilverwaltung in Belgien, an die deutsche katholische Mission in Brüssel vor kurzem (18. Juli 1915) richtete: „Die Stürme des Krieges werden vorübergehen, es kommen später andere Zeiten, wo nur eine Parole ausgegeben werden kann, und diese lautet: Versöhnung. Für diese Versöhnung gibt es nur einen Weg: den christlichen Gedanken. In ihm müssen sich alle hier zusammenfinden. Und wer in diesem Lande dem christlichen Gedanken leidenschaftslos, opferfreudig dient, der dient dem Besten dieses Landes und vollzieht eine herrliche, eine edle Mission." — Freilich wird der Weg zur Versöhnung nicht kurz sein und nicht leicht. Nach dem Urteil einsichtiger Männer, die sonst nicht schwarz sehen, kann der unchristliche Völkerhaß nach Friedensschluß kaum in einem Menschenalter gründlich abgebaut werden. Aber die Tochter der christlichen Nächstenliebe, die „Versöhnung" heißt, ist auch in Belgien nicht gestorben, sie schläft nur.



Das religiöse Problem in Belgien

Julius Bachem (Cöln)

Dem Bekenntnis seiner Bevölkerung nach ist Belgien ein katholisches Land; nur ein ganz verschwindender Prozentsatz von seinen rund 7½ Millionen Einwohnern gehört nichtkatholischen Gemeinschaften an.

Die belgischen Katholiken stehen aber keineswegs ausnahmslos fest auf dem Boden des Katholizismus. Breite Bevölkerungsschichten stehen vielmehr allem Religiöskirchlichen gleichgültig oder direkt abweisend gegenüber. Religiöse Gleichgültigkeit herrscht namentlich in weiten Kreisen der sogenannten Bourgeoisie der großen Städte, kirchenfeindlicher Radikalismus besonders in der Arbeiterbevölkerung der großen industriellen Mittelpunkte des Landes.

Eine beträchtliche Mehrheit der Bevölkerung hängt allerdings dem katholischen Glauben von alters her mit großer Treue an. Der religiöse Gegensatz war ja auch mitbestimmend für die im Jahre 1830 vollzogene Trennung von dem in der Mehrheit seiner Bevölkerung protestantischen Holland. Von dem regen kirchlichen Leben, welches seit Jahrhunderten der belgischen Bevölkerung eigen ist, legen Zeugnis ab die gewaltigen kirchlichen Bauten, selbst in kleinern Städten und auf dem Lande, die unvergleichlichen Werke kirchlicher Malerei und kirchlicher Kleinkunst, an denen kaum ein anderes Land verhältnismäßig so reich ist wie das kleine Belgien. Der deutschen Kriegsmacht gereicht es zur größten Anerkennung, daß sie in dem gegenwärtigen furchtbaren Kriege die belgischen Denkmäler der kirchlichen Kunst, soweit es mit der militärischen Sicherheit vereinbar war, vor Zerstörung geschützt hat; und es ist ein Ruhmestitel der deutschen Verwaltung, daß sie auf die Erhaltung dieser Schätze sorgsam und sachverständig bedacht ist. Von dem kirchlichen Sinne der Mehrheit der belgischen Bevölkerung zeugen auch reiche Stiftungen aller Art. Das Klosterwesen ist stark entwickelt, überentwickelt sagen seine Gegner in Belgien und anderswo, wobei vielfach übersehen wird, daß Belgien ebenso wie Holland zahlreiche Ordensleute aufgenommen

hat, welche infolge der radikalkulturkämpferischen Ordensgesetze in Frankreich dort nicht bleiben konnten.

So stellen sich im weitesten Rahmen die *religiös-kirchlichen Verhältnisse* in Belgien dar. Im Nachstehenden soll lediglich das belgische religiöse Problem in seiner Beziehung zum Weltkriege, und insbesondere zum belgisch-deutschen Kriege behandelt werden, der ein Teil, aber ein durchaus nicht unwichtiger Teil dieses Weltkrieges ist.

Die Verwicklung der Dinge hat es mit sich gebracht, daß das Deutsche Reich das kleine neutrale Belgien mit Krieg überziehen und mit Waffengewalt überwerfen mußte. Deutschland hätte zweifellos die *belgische Neutralität* ebenso gerne geschont, wie es die Neutralität des benachbarten Holland peinlich respektiert hat. Aber die Pflicht der Selbsterhaltung, die höchste staatliche Pflicht, zwang die deutsche Heeresmacht in Belgien einzumarschieren. Not kennt kein Gebot, wie der deutsche Reichskanzler (am 4. August 1914) in ernster Stunde sich ausdrückte.

Die richtige Antwort auf die oft aufgeworfene Frage: Ob Deutschland durch den Einmarsch in Belgien ein Unrecht getan habe, hat P. Matthias *Reichmann* S. J. im dritten Heft der Feldausgabe der „Stimmen der Zeit" in einem Aufsatz: :Ob Macht ein Recht zum Kriege gibt?" erteilt. Vom naturrechtlich-christlichen Standpunkt aus schreibt er gegenüber dem Einwand: Der deutsche Reichskanzler habe selber gestanden, daß wir unrecht taten, indem wir Belgiens Neutralität antasteten: „Ohne uns auf die geschichtlich-politische Seite des Vorganges einzulassen, wollen wir nur dartun, daß der Einwurf sachlich nicht schwer wiegt. Der Reichskanzler redete in der Sprache der heute tonangebenden Rechtsgelehrten, die kein Naturrecht anerkennen wollen und das Wort Recht nur auf die von der menschlichen Autorität festgestellten Abmachungen und Normen anwenden. Nun ist nicht zu leugnen, daß Abmachungen über die Neutralität Belgiens bestanden. Nach der Lehre der modernen Rechtspositivisten haben solche Rechte so lange bindende Kraft, bis sie abgeändert oder widerrufen sind, auch wenn das von jenen Juristen abgelehnte Naturrecht etwas anderes fordert. So konnte der Reichskanzler von einem Unrecht, einer Rechtsverletzung sprechen, obwohl er im selben Atemzuge das höhere Recht der Notwehr anrief. Der Reichskanzler berief sich durchaus nicht auf das Recht der bloßen Gewalt, wollte vielmehr sagen, der geltende Vertrag auf der einen Seite und die vaterländische Pflicht der Notwehr auf der andern bringen einen Konflikt der Pflichten hervor, bei dem er das ge-

ringere Übel, eine Rechtsverletzung, wählen müsse, um ein schwereres, Verrat am Vaterlande, abzuwenden. Die Tatsache der äußersten Not vorausgesetzt, hätte also ein Staatsmann der naturrechtlich-christlichen Schule lieber gesagt: der Vertrag ist zwar regelrecht geschlossen, aber über dem Recht dieses zufälligen Vertrages steht das natürliche in den Sternen geschriebene Recht der Selbsterhaltung und Selbstverteidigung, auf das ich selbst dann nicht verzichten darf, wenn einem Unbeteiligten durch meine Abwehr Gefahr oder Schaden entsteht." Die Frage, inwieweit Belgien schon vor dem Einmarsch der deutschen Truppen seine Neutralität selbst tatsächlich verletzt hat, kann angesichts der vorstehenden grundsätzlichen Darlegung aus dieser Betrachtung ausscheiden.

Genug, Deutschland hat einen bittern Kampf gegen Belgien geführt, führen müssen, und die belgische Bevölkerung ist Deutschland mit kaum zu überbietender Feindseligkeit entgegengetreten. Nicht nur die militärische Macht Belgiens, sondern auch ein nicht kleiner Teil der Zivilbevölkerung. Der Volkskrieg hat namentlich in den ersten Kriegswochen in Belgien eine große Rolle gespielt, die Erbitterung auf deutscher Seite aufs höchste gesteigert und zu den furchtbarsten Repressalien gegen Land und Leute geführt.

Nun ist oft die Frage aufgeworfen worden, ob das katholische Bekenntnis der belgischen Bevölkerung von Einfluß auf die überaus feindselige Haltung gewesen sei, welche besonders in den ersten Stadien des Krieges den Deutschen gegenüber eingenommen wurde.

Diese Frage ist meines Erachtens rundweg zu verneinen. In der Feindseligkeit gegen Deutschland war von vornherein in Belgien alles eines Sinnes. Alle Belgier sahen im Deutschen Reich nur die Macht, welche Belgiens Neutralität ungerechterweise mit Waffengewalt verletzt habe. Daß Deutschland nach Lage der Dinge nicht anders handeln konnte, ließ man in Belgien nicht gelten. Alle Versuche, es auch nur den besonnern Elementen klarzumachen, scheiterten an einer Gemütsstimmung, welche für sachliche Erwägungen nicht zugänglich war.

Falsch aber wäre es, wie hie und da versucht worden ist und auch in Zukunft wohl noch häufiger versucht werden wird, die Haltung des belgischen Volkes auf seinen Katholizismus zurückführen zu wollen.

Allerdings war die Regierung Belgiens beim Ausbruch des Krieges eine katholische im parteipolitischen Sinne. In Belgien

führen die drei großen Parteien die Namen: les catholiques, les libéraux, les socialistes. Die Katholiken als politische Partei sind seit mehrern Jahrzehnten dauernd im Besitz der Staatsgewalt, während früher die Regierung manchmal in kurzen Zwischenräumen zwischen Katholiken und Liberalen gewechselt hat. Kaum in einem andern Lande waren die Parteigegensätze so schroffe wie in dem kleinen Belgien. Das politische Leben pulsiert dort sehr kräftig. Alle Parteien hatten hervorragende Persönlichkeiten aufzuweisen, nicht am wenigsten die Katholiken. Sie waren nie in Verlegenheit ein Ministerium aus tüchtigen Männern zu bilden. Die katholische Universität Löwen insbesondere hat solche Männer in nicht kleiner Zahl erzogen; manche der tüchtigsten Staatsmänner sind aus dem Professorenkollegium Löwens hervorgegangen. Bis in die letzte Zeit gehörten dem katholischen Ministerium Belgiens Persönlichkeiten von europäischem Ansehen an, als der bedeutendste Beernaert, der bis in sein hohes Alter eine geradezu erstaunliche geistige Frische bewahrte. Ich hatte Gelegenheit, mich davon in einer mir unvergeßlichen Unterredung mit dem Achtzigjährigen zu überzeugen, welche während der 75 jährigen Jubelfeier der Wiedererrichtung der Universität Löwen, in dem leider dem Kriege zum Opfer gefallenen unvergleichlich schönen Bibliothekssaale der Universität stattfand. Die katholischen Ministerien sind häufig von ihren Gegnern mit einer Leidenschaft und einer Gehässigkeit bekämpft worden, wie man sie kaum in einem andern Lande wahrnehmen konnte. Mit Schmäh- und Hohngedichten wurde beispielsweise der langjährige kluge Ministerpräsident Malou verfolgt:

A bas Malou! a bas Malou!
Jl faut le pendre la corde au Cou.

Gegen den Eisenbahnminister Vandenperenboom, der nicht nur für die Verbesserung des Verkehrswesens, sondern auch in der sozialen Fürsorge für das Beamtenpersonal viel geleistet hat, wurde eine Spottlitanei in Umlauf gesetzt. In der Regel führte der Sieg der Katholiken bei den Wahlen zu schweren, oft blutigen Krawallen in den großen Städten des Landes.

Das nebenher. Die Geschäfte der Regierung wurden also bei Ausbruch des Krieges von einem katholischen Ministerium geführt. Es liegt aber nicht das geringste Anzeichen dafür vor, daß der Gegensatz gegen Deutschland und die deutschen Truppen weniger schroff gewesen wäre, wenn an der Spitze Belgiens eine nichtkatholische Regierung gestanden hätte. In der Feindseligkeit gegen Deutschland und in der Verteidigung des eignen Landes war, wie gesagt,

in Belgien von Anfang an alles einig und geschlossen, was sich sonst aus diesem oder jenem Grunde noch so scharf gegenüberstand. Die ausgesprochensten Franzosenfreunde in Belgien waren von jeher in den Reihen der Liberalen zu finden, welche dem Franzosentum, namentlich in seiner modernen Entwicklung auf allen Gebieten nacheiferten und gegen einen Anschluß Belgiens an Frankreich schwerlich etwas einzuwenden gehabt hätten. Die Regierung hat die völlige Einheitlichkeit des Landes alsbald nach Ausbruch des Krieges dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie die Führer der liberalen und der sozialdemokratischen Partei zu Staatsministern ernannte, und der sozialdemokratische Führer Vandervelde war es, der ohne Verzug seine packende Beredsamkeit in den Dienst der antideutschen Agitation gestellt hat. Auch andere führende Persönlichkeiten auf liberaler und sozialdemokratischer Seite sind in gleicher Richtung in den Vordergrund getreten.

Man sagt nun: aber der katholische Klerus hat sich in besonderm Maße deutschfeindlich gezeigt. Schon gleich bei Beginn des Krieges (im August des Jahres 1914) wurde in einem angesehenen und verbreiteten Blatte Norddeutschlands der Versuch gemacht, mit den beim Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien und besonders im Lütticher Gebiet vorgekommenen Feindseligkeiten der Franktireurs die „ultramontane" Regierung und die „zahlreiche Geistlichkeit" in enge Verbindung zu bringen. Dieser Versuch mußte an der auch von der „Frankfurter Zeitung" in einem viel bemerkten Artikel gemachten Feststellung scheitern, daß nirgendwo im ganzen belgischen Lande die staatliche wie die kirchliche Autorität weniger zu sagen haben, als in der Hauptstadt der Wallonie und den angrenzenden Bezirken. Und als ebenso verfehlt erwies sich der gleichfalls schon im August desselben Jahres in einem andern norddeutschen Blatte unternommene Versuch, den „Klerikalismus" für die „meuchlerische Tücke des Franktireurkrieges", welcher zur „Zerstörung" Löwens habe führen müssen, mitverantwortlich zu machen, weil jeder Kenner belgischer Verhältnisse weiß, daß Löwen, obwohl es der Sitz der katholischen Universität ist, seit vielen Jahren ein radikales Stadtregiment besitzt, welches allem „Klerikalismus" durchaus abgeneigt ist und namentlich durch Feindschaft gegen die katholischen Orden sich hervortut.

Ohne Zweifel war der belgische Klerus nach Ausbruch des Krieges nahezu in seiner Gesamtheit von wenig freundlicher Gesinnung gegen Deutschland und die Deutschen beseelt; er stand aber in dieser Beziehung nicht anders da als die Masse des Volkes, in dessen Mitte er wirkt. Aber von da bis zu Akten der Feindseligkeit mit der

Waffe in der Hand oder gar Akten besonderer Grausamkeit ist noch ein weiter Schritt. Man wird daher den bezüglichen Behauptungen mit großer Vorsicht begegnen müssen. Stichhaltige Beweise für eine solche Annahme können nur mit aller Gewähr der Zuverlässigkeit umgebene Untersuchungen amtlicher Stellen liefern. Es ist bekanntlich den katholischen Geistlichen aufs strengste (bei Strafe der Irregularität) verboten, sich an kriegerischen Kämpfen aktiv zu beteiligen. Um wie viel schärfer müßte es gerade vom katholischen Standpunkte aus verurteilt werden, wenn Mitglieder des katholischen Klerus an einem hinterlistigen Franktireurkriege sich beteiligt und Grausamkeiten verübt hätten. Keinem Katholiken, am wenigsten einem deutschen Katholiken, könnte es natürlich einfallen, irgendwie beschönigen oder entschuldigen zu wollen, was in dieser Beziehung als erwiesen zu betrachen wäre.

Als zweifellos feststehend darf heute angenommen werden, daß weitaus die meisten der auf Kosten des belgischen katholischen Klerus in Erzählungen von Mund zu Mund, in Feldpostbriefen und gelegentlichen Ausstreuungen von Berichterstattern erwähnten und verbreiteten Schauermären unbeglaubigt und unhaltbar sind. Es trifft hier zu, was bei den Preßbesprechungen im Reichstag mit den Vertretern des Generalstabes, des Reichsmarineamtes, des Auswärtigen Amtes und des Oberkommandos in den Marken der Vertreter des Auswärtigen Amtes von Mumm gegenüber dem Hinweis eines Teilnehmers aus der Zentrumspresse wörtlich und drastisch erklärte: „Schon jetzt steht fest, daß die meisten dieser Geschichten erfunden, erlogen und erstunken sind."

Nach Lage der Dinge wird es sehr schwer sein, im einzelnen Falle den Tatbestand zweifelsfrei festzustellen. Hier trifft zu, was die Denkschrift von Professor Rosenberg gegenüber den in der französischen Schmähschrift „La Guerre allemande" eehobenen Anklagen gegen die deutsche Kriegsführung bemerkt: „Es würde töricht sein, wenn jemand erklären wollte, daß der brausende Kriegssturm niemals unschuldige Opfer gefordert hat. Wenn schon in Friedenszeiten schlimme Dinge vorkommen, so ist es ganz unausbleiblich, daß in Kriegszeiten vieles vorkommt, was nicht gebilligt werden kann, vieles, was geradezu gebrandmarkt werden muß. Es kommt hinzu, daß die Soldaten in Kriegszeiten im zu besetzenden Gebiet unter fortdauernder Anspannung und Überreizung der Nerven arbeiten müssen. Der Tod tritt ihnen in allen Formen und unter allen Verhältnissen nahe. Bilder des Grauens umgeben sie von allen Seiten. Dazu ist nicht lange Zeit zur Überlegung gegeben;

so können bedauerliche Mißgriffe vorkommen. Um so mehr ist das möglich in einem Lande, dessen Bewohner eine andere Sprache reden und mit dessen Verhältnissen man nicht vertraut ist. Mißgriffe können also vorkommen und sind zu erklären, wenn sie auch bedauerlich bleiben. Selbst ein Justizirrtum kann nicht immer vermieden werden. Die Bewohner des Landes der Dreyfußprozesse sollten wissen, daß selbst in Friedenszeiten solche vorkommen, im Kriege aber steht nicht jene Zeit und Ruhe zur Verfügung wie im Frieden. Auch das ist also zugegeben, und selbst bei der Rechtsprechung im Kriege ist ein Irrtum möglich."

Es ist der schärfste Widerspruch dagegen zu erheben, daß bedauerliche Mißgriffe, Irrtümer, Entgleisungen oder Verbrechen einzelner auf das Schuldkonto der gesamten deutschen Armeen und des ganzen deutschen Volkes gesetzt werden. Behaupten, daß die Gesamtarmee dafür verantwortlich ist, behaupten, daß Blutgier die Deutschen zu Greueltaten hindrängt, behaupten, daß die Heeresleitung und das ganze Land Schandtaten billigt: das ist eine Verleumdung schlimmster Art. Eine solche Verallgemeinerung ist genau so ungerecht und verwerflich, als wenn für einzelne Ausschreitungen von Geistlichen der belgische Klerus oder gar der Katholizismus der Belgier verantwortlich gemacht wird.

Zur Begründung der These, daß man in katholisch-kirchlichen Kreisen Belgiens eine besonders schroffe Stellung gegen Deutschland eingenommen habe, wird auch mit Vorliebe auf die Haltung des Kardinals Mercier von Mecheln hingewiesen. Es ist richtig, daß der Kardinal-Erzbischof der deutschen Verwaltung in Belgien bei wiederholten Anlässen feindselig entgegengetreten ist. Seit der Okkupation Belgiens hat er insbesondere drei Hirtenbriefe erlassen, welche geeignet waren, der deutschen Verwaltung große Schwierigkeiten zu bereiten, indem sie die Hoffnung auf die Wiederherstellung der vollen Unabhängigkeit Belgiens zu nähren suchten und die leicht erregbare Bevölkerung in gefährlicher Aufregung erhielten. Namentlich gelegentlich seiner letzten Romreise hat der Kardinal ferner Beziehungen zu den verbissensten Gegnern Deutschlands, wie dem französischen Ministerpräsidenten, dem Haupte der radikal-kirchenfeindlichen Freimaurerregierung Frankreichs, unterhalten und sich Ovationen nicht entzogen, welche alle einen mehr oder minder deutschfeindlichen Charakter hatten. Der Generalgouverneur in Belgien, Generaloberst Freiherr v. Bissing, hat sich infolge dessen genötigt gesehen, eine scharfe öffentliche Warnung an den Kardinal zu richten, deren Berechtigung kein gerecht

Urteilender bestreiten kann. Wenn der Generalgouverneur zu weitern Maßregeln gegen den Kardinal schreiten müßte, so hätte dieser sich das selbst zuzuschreiben. Diese Maßregeln wären dann aber nicht gegen den Kirchenfürsten, sondern gegen den Politiker Mercier gerichtet, dessen Hirtenbriefe über den Rahmen rein kirchlicher Kundgebungen, wie z. B. die Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe sie darzustellen pflegen, weit hinausgehen und sich als das Erzeugnis eines überreizten belgischen Patriotismus kennzeichnen, welche der tatsächlichen Lage der Dinge in Belgien, auch der Lage der katholischen Kirche des Landes nicht in gebührendem Maße Rechnung trägt. Das Vorgehen des Kardinals, der in seinen Kundgebungen Religion und Politik in unzulässiger Weise vermengt, ist in mehrfacher Beziehung auch theologisch sehr anfechtbar, wie denn auch kein Zweifel darüber besteht, daß dasselbe die Billigung des Oberhauptes der katholischen Kirche Papst Benedikts XV. nicht findet. Nicht der Erzbischof, sondern der Politiker Mercier hat sich zu den bedauernswerten Akten der Feindseligkeit gegen den deutschen Okkupanten hinreißen lassen.

Nun sind, seit die deutschen Heere in Belgien einmarschierten, bald zwei Jahre verflossen, und nahezu das ganze belgische Land ist längst in deutschem Besitz. Da erscheint es durchaus begreiflich, daß man sich immer angelegentlicher mit der Frage: *Was wird aus Belgien?* beschäftigt.

Es wäre gewiß verfrüht, in Erörterungen über die Zukunft Belgiens *im einzelnen* einzutreten. Aber in einem ist in Deutschland alles einig: Wenn, wie wir fest vertrauen, der Gang der militärischen Entwicklung den deutschen Waffen auch ferner günstig bleibt und Deutschland bei den künftigen Friedensverhandlungen das entscheidende Wort zu sprechen hat, so muß auch bei der Entscheidung über das Geschick Belgiens vor allem dafür Sorge getragen werden, daß der fortgesetzten Bedrohung Deutschlands von Westen aus endlich gründlich ein Ende gemacht wird.

Vor dem Kriege waren zeitweise die Beziehungen der deutschen Katholiken zu den belgischen Katholiken recht rege, besonders auf sozialem Gebiet. An den internationalen sozialen Kongressen, welche schon vor mehr als 20 Jahren in Lüttich stattfanden und einen förderlichen Einfluß auf die Gestaltung der sozialpolitischen Gesetzgebung Belgiens ausgeübt haben — so weit die belgische Arbeiterschutzgesetzgebung auch noch hinter der deutschen zurückbleibt —, nahmen führende deutsche Katholiken, auch Parlamentarier, in ansehnlicher Zahl teil. Alle Teilnehmer an diesen Zusammenkünften werden dankbar der großartigen Gastfreundschaft gedenken, welche

von den belgischen Veranstaltern, an der Spitze der weitsichtige Bischof Doutreloux, geübt worden ist. Der große Volksverein für das katholische Deutschland hatte sich der Beachtung der belgischen katholischen Sozialpolitiker in nicht geringem Maße zu erfreuen; manche derselben haben die vorbildlichen Einrichtungen dieses Vereins in M.Gladbach selbst studiert. Von der Universität Löwen aus spannen sich manche wertvolle wissenschaftliche Fäden nach deutschen katholischen Kreisen; mehr als einer der hervorragendsten Professoren hat gute Beziehungen auch zu nichtkatholischen wissenschaftlichen Kreisen und Persönlichkeiten Deutschlands unterhalten. Die größere flämische Hälfte des belgischen Volkes, in welcher der Katholizismus seine stärkste Stütze hat, war im Gegensatz zu dem Gros der unter dem Einfluß Frankreichs, besonders der ganz französierten Preßorgane stehenden Kreise, eher deutschfreundlich gesinnt; die Stammesgemeinschaft machte sich hier unverkennbar geltend.

Leider hat man in Deutschland der flämischen Bewegung, welche sich in den letzten Jahrzehnten trotz aller Hemmnisse immer mehr Bahn gebrochen hat, nicht die genügende Aufmerksamkeit zugewendet (siehe darüber das treffliche Büchlein des Ehrenmitgliedes der Kgl. Flämischen Akademie und Universitätsprofessors Franz Jostes in Münster i. W.: Die Flamen im Kampf um ihre Sprache und Volkstum. Münster i. W. 1915). Das Flamentum hat bei seinem Kampfe um die Gleichberechtigung in Belgien des Rückhaltes an der germanischen Welt entbehren müssen. In hartem Ringen haben sich die Flamen die Gleichberechtigung ihrer Sprache im Staatsleben wie im parlamentarischen Leben erkämpft. Auf dem Gebiete des Unterrichts waren große Fortschritte zu verzeichnen; die Umwandlung der Universität Gent in eine flämische erschien nur noch als eine Frage der Zeit. Der Gegensatz zwischen der flämischen und der wallonischen akademischen Jugend trat sogar bei der Gedenkfeier der Wiedererrichtung der Universität Löwen hervor. Es kam zu Krawallen, welche einen so erregten Charakter annahmen, daß der damalige Rektor Magnifikus, welchem man nicht rechtzeitiges, energisches Eingreifen vorwarf, zum Rücktritt veranlaßt war. Und der Gegensatz zwischen Flamen und Wallonen machte sich bei jenem hochfeierlichen Anlaß nicht lediglich innerhalb der heißblütigen akademischen Jugend geltend. Es fand auch eine von Hunderten älterer Akademiker aller Berufe (Juristen, Mediziner, Philologen, Techniker usw.) besuchte Versammlung statt, welche gegen die nach ihrer Meinung allzu wallonisch-französische Haltung des Kardinals Merciers, des ehemaligen gefeierten Lehrers von

Löwen und dem Jubelfeste präsidierenden Kirchenfürsten, kräftig Einspruch erhob.

Durch die Wendung, welche der Krieg nahm, durch Mißverständnisse und Wirrnisse sind inzwischen manche gute Keime tiefern Verständnisses zwischen Deutschen und Flamen, die sich hoffnungsfroh zu entfalten begannen, jäh zertreten worden. Der durch den Krieg hervorgerufene Gegensatz beherrscht zurzeit alles. Aber es werden und müssen einmal wieder andere Zeiten kommen, und an die darf und soll der vorausschauende Politiker doch auch schon denken. Alles ist noch ins Ungewisse gestellt. Eines aber ist gewiß: welches auch immer die Zukunftsentwicklung sein mag, jeder deutsche Staatsmann, der daran seine Staatskunst zu erproben haben wird, wird sich gegenwärtig halten müssen, daß der Katholizismus eine lebendige, starke Macht in Belgien ist und bleiben wird, und daß zu den wichtigsten Erfordernissen erfolgreicher Betätigung die verständnisvolle Rücksichtnahme auf die katholische Kirche und ihre Bekenner gehört.

Unter diesem Gesichtspunkt, der auch eine große, nationale Bedeutung hat, sind allerhand Erscheinungen bedauerlich, welche im Laufe der jüngsten Vergangenheit deutlich hervorgetreten sind.

Auf französischer Seite, besonders in der Schmähschrift: La guerre allemande et le catholicisme, hat man versucht, dem Kampfe, welchen Deutschland um seine Existenz und seine Ehre zu führen hat, den Stempel eines Religionskrieges und eines Kampfes des Protestantismus gegen den Katholizismus aufzudrücken. Gegenüber Georges Goyau, der diese These zu vertreten keine Bedenken getragen hat, bemerkt Professor Rosenberg mit Recht in der deutschen Abwehrschrift: „Es ist wahr, daß es in Deutschland Leute gibt, welche von dem evangelischen Kaisertum träumen und sprechen aber staatsrechtlich und in Wirklichkeit gibt es kein solches. Der deutsche Kaiser bekennt sich persönlich zur evangelischen Kirche und ist ihr Oberhaupt, aber das Kaisertum ist nicht evangelisch. Im sogenannten Kulturkampfe ist versucht worden, der katholischen Kirche in Preußen und Deutschland eine andere Stellung gegenüber dem Staate aufzuzwingen, aber sie hat sich nicht überwinden lassen. Der Kaiser und der Papst schlossen Frieden. Die katholischen religiösen Verhältnisse sind im Deutschen Reiche seitdem besser geordnet als in den meisten andern Staaten des Kontinents."

Ebenso töricht und verkehrt aber ist es, wenn von deutscher nichtkatholischer Seite in die Betrachtung der belgischen Dinge der Gegensatz von Katholisch und Protestantisch hineingetragen wird. Das ist in Deutschland bei den Kriegen von 1866

und 1870 geschehen und besonders für die Zeit nach 1870 verhängnisvoll geworden. Aber für den Deutsch-Belgischen Krieg und den gegenwärtigen Weltkrieg überhaupt paßt es noch weit weniger. Wenn Belgien auch in der großen Mehrheit seiner Bevölkerung katholisch ist, so steht es doch nicht in der Mehrheit seiner Bevölkerung protestantischen Ländern gegenüber. Die Bevölkerung der in treuer Waffenbrüderschaft verbundenen beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche ist zusammengerechnet in ihrer Mehrheit katholischen Bekenntnisses; mindestens ein Plus von 20 Millionen ist auf seiten der Katholiken. Ich hebe das natürlich nicht hervor, um meinerseits ein konfessionelles Moment in die kriegsphilosophische Betrachtung hineinzuziehen, sondern um diese Hineinziehung, die ja namentlich zu Beginn des Krieges an mehr als einer Stelle nach frühern übeln Vorbildern versucht worden ist, auszuschließen. Es ist ein wahres Glück, namentlich für Deutschland, daß konfessionelle Gegensätze in diesem für die Zukunft Deutschlands entscheidenen Ringen weniger geltend gemacht werden können als in irgendeinem frühern Kriege. Ihn führen in Deutschland nur Deutsche schlechthin, ohne jede Rücksicht auf Partei und Konfession. Das ist ein gewaltiges Element der Stärke, das auch über den Krieg hinaus wirksam bleiben muß.

In diesem Zusammenhang drängt noch eine andere Bemerkung sich auf. Leider ist festzustellen, daß die bisher in der Verwaltung Belgiens, und zwar sowohl in der Zivil- als in der Militärverwaltung, zur Verwendung gekommenen hohen Beamten weit überwiegend Protestanten sind. Das war meines Erachtens weder notwendig noch klug. Es fehlt doch heute in Deutschland nicht an katholischen Persönlichkeiten aus allen Zweigen des Reichs- und Staatsdienstes, denen man solche Vertrauensposten in aller Ruhe anvertrauen könnte. Insbesondere fehlt es auch nicht an in jeder Beziehung dafür geeigneten katholischen Militärs.

Die Tatsache, an deren Richtigkeit nicht zu zweifeln ist, erscheint in hohem Maße bedauerlich, und zwar gerade im deutsch-nationalen Interesse. Sie wird alle, welche ein feines Gefühl für die Erfordernisse der Gegenwart in der Gewinnung fremder Gebiete und Menschen haben, ärgern, und den Feinden Deutschlands, namentlich in Ländern mit katholischer Vergangenheit wird sie eine Handhabe bieten zu der im andern Sinne unhaltbaren Behauptung, daß Deutschland ein dem Katholizismus abgeneigtes Land sei, dessen Regierung sich von protestantischen Instinkten leiten lasse. Das erschwert nach meiner Überzeugung eine deutschfreundliche Propaganda in Belgien, besonders in den flämischen Provinzen Belgiens.

Es wird dadurch zum Teil der gute Eindruck verwischt, welchen die tadellose religiöse Haltung der deutschen Truppen aus den katholischen Teilen Deutschlands, besonders aus den Rheinlanden und aus Bayern zu machen geeignet ist und nach mancherlei Zeugnissen auch bei der katholischen Bevölkerung Belgiens, nicht zuletzt beim Klerus, macht.

Aus der vorstehenden Bemerkung wird man vielleicht versuchen für Bestrebungen im Sinne der Schmähschrift La guerre allemandc et le catholicisme sowie des jetzt in Le Havre erscheinenden XX. Siècle Kapital zu schlagen. Das würde mit Unrecht geschehen. Es handelt sich hier, nach meiner Überzeugung, nicht um eine bewußte Ausnutzung des Krieges zugunsten des Protestantismus oder um einen Akt der Feindseligkeit gegen das katholische Bekenntnis, sondern um ein Stadium der Entwicklung in der großen Paritätsfrage, welche in Deutschland noch nicht gelöst ist, aber vom Kriege nur in einem den Katholiken günstigern Sinne beeinflußt werden kann. Das wird sich bald zeigen, wenn einmal abgeschlossene Entwicklungen vorliegen. Unter allen Umständen wäre es ungerecht, den gegenwärtigen Generalgouverneur in Belgien für die hier hervorgehobene unliebsame Erscheinung verantwortlich zu machen. Herr v. Bissing, das hat seine ganze Vergangenheit und seine so verdienstvolle Tätigkeit in Belgien bewiesen, ist frei von jeder konfessionellen Voreingenommenheit und hat in wahrhaft vorbildlicher Weise die volle Freiheit der Religionsübung in dem von den deutschen Truppen besetzten Lande geachtet und geschützt.

Nicht leugnen läßt sich, daß zurzeit noch der katholische Klerus, auch die Ordensgenossenschaften, in starker Opposition dem deutschen Regiment in Belgien gegenüberstehen. Dasselbe gilt vom katholischen Adel und überhaupt von den verschiedenen Anhängern der Regierung, die ja aus dem Vertrauen der katholischen Bevölkerung hervorgegangen war. Die katholische Bevölkerung hält an dem Glauben an die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Belgiens fest. Klerus und Adel fühlen sich in besonderm Maße verpflichtet, dem König und seinen Räten die Treue zu bewahren. Das entspricht einer sehr ehrenwerten Gesinnung. Wer wollte sie tadeln? Wer wollte nicht wünschen, daß unter ähnlichen Verhältnissen die führenden Kreise in Deutschland die gleiche Gesinnung betätigten, wie sie dieselbe in schweren Zeiten ja auch betätigt haben? Aber die Lage und die Entwicklung der Dinge im deutschen Sinne wird dadurch zweifellos noch erschwert. Leider steht ja auch außer Zweifel, daß eine nicht kleine An-

zahl Geistliche strafbarer Handlungen gegen die geordnete Gewalt ex jure occupationis sich schuldig gemacht haben.

Aufmerksame Beobachter haben wahrgenommen, daß schon seit längerer Zeit von nicht amtlicher Seite eine gewisse protestantische Propaganda in Belgien eingesetzt hat. Protestantischer Einfluß wird durch die verschiedensten Kanäle geleitet. Wenn protestantische Persönlichkeiten sich taktvoll, ohne Aufdringlichkeit und Verletzung des konfessionellen Friedens in Belgien betätigen, so wird man dagegen kaum etwas einwenden können. Aber weise Zurückhaltung erscheint nach Lage der belgischen Verhältnisse geboten, wenn nicht Mißtrauen auf der andern Seite geweckt und das deutsche Interesse geschädigt werden soll.

Es ist auch nichts dagegen zu sagen, wenn man protestantischerseits dem Studium der belgischen Verhältnisse, der politischen, sozialen und wirtschaftlichen, seine Aufmerksamkeit zuwendet. Das geschieht in hohem Maße. Überall an den wichtigsten Stellen sind Beobachtungsposten aufgestellt. Eine sehr reichhaltige Literatur als Frucht desselben ist bereits erschienen, darunter viel Gediegenes, wie z. B. das umfangreiche Heft „Belgien" der Süddeutschen Monatshefte (meinen dort erschienenen kleinen Aufsatz über das religiöse Problem in Belgien habe ich dieser Studie zugrunde gelegt). Hier trifft die deutschen Katholiken der Vorwurf, daß sie nicht gleichen Schritt gehalten haben. Und sie wären doch sozusagen die nächsten dabei gewesen. An der künftigen Neugestaltung Belgiens, wenn sie sich in einer den deutschen Wünschen und Lebensbedingungen entsprechenden Weise vollzieht, müssen sie in besonderm Maße mitarbeiten. Diese ihre Aufgabe haben sie noch nicht in ihrer ganzen Bedeutung erkannt. Müssen sie denn wieder, wie oft schon, im Hintertreffen marschieren, den andern den Vortritt lassen, und anstatt selbst von sich aus zu sagen, was gesagt werden muß, sich darauf beschränken, reagierend und korrigierend einzugreifen, wenn die Dinge einen unliebsamen Verlauf zu nehmen drohen? Sie sollten sich von der Erkenntnis durchdringen, was die Stunde, eine Schicksalsstunde Deutschlands, auch von ihnen erheischt.

Am 5. April dieses Jahres hat nun der deutsche Reichskanzler sich etwas eingehender über unsere Friedensziele mit Bezug auf Belgien geäußert, allerdings nicht so bestimmt, wie mit Bezug auf den Osten, wie sich das aus der nicht ganz so klaren militärisch-politischen Lage im Westen erklärt. „Kann jemand glauben," so bemerkte der Reichskanzler, „daß wir die im Westen besetzten Länder, auf denen das Blut des Volkes geflossen ist, ohne völlige Sicherung für unsere

Zukunft preisgeben werden? Wir werden uns reale Garantien dafür schaffen, daß Belgien nicht englisch-französischer Vasallenstaat, nicht militärisch und wirtschaftlich als Bollwerk gegen Deutschland ausgebaut wird. Auch hier gibt es keinen Status quo ante. Auch hier kann Deutschland den lange niedergehaltenen flämischen Volksstamm nicht der Verwelschung preisgeben. Es muß ihm eine gesunde, breite, seiner Anlage entsprechende Entwicklung auf der Grundlage seiner niederländischen Sprache und Eigenheit sichern. Wir wollen keine Nachbarn, die sich aufs neue gegen uns zusammenschließen, um uns zu erdrosseln. Wir wollen Nachbarn, die mit uns und mit denen wir zusammenarbeiten zu unserm gegenseitigen Nutzen."

Das Programm mit Bezug auf den flämischen Teil Belgiens ist schon während des Krieges in der Ausführung begriffen. Der Generalgouverneur in Belgien hat die Umwandlung der Staatsuniversität Gent in eine flämische Hochschule in die Wege geleitet und ist daran, der flämischen Sprache ihr Recht auch in den Volksschulen der flämischen Gebiete zu sichern. Das sind verheißungsvolle Anfänge, welche dazu beitragen werden, Flandern, das eine so große Vergangenheit und das Zeug zu einer bedeutenden Zukunftsentwicklung hat, wieder in nähere Verbindung mit Deutschland zu bringen, die nie hätte verloren gehen dürfen. Einerlei, wie unsere militärischen und politischen Garantien Belgien gegenüber sich gestalten, stärker beschäftigen wird uns Belgien später unbedingt. Das muß man insbesondere auch bei Betrachtung über das religiöse Problem in Belgien wohl im Auge behalten.

Die belgische Landwirtschaft

Hermann Ritter (Bergisch-Gladbach)

Nur 30 Prozent der belgischen Bevölkerung sind in der Landwirtschaft und in verwandten Betrieben beschäftigt. Trotzdem liefert in diesem Industrielande die Bewirtschaftung des Bodens Erträgnisse, die mit rund einer Milliarde Franken Totalwert die jedes andern Gewerbezweiges weit übertreffen. Von dieser Gesamtsumme rechnete das belgische Landwirtschaftsministerium rund 700 Millionen Franken auf die jährliche Durchschnittsernte und den Rest von 300 Millionen auf die Erträgnisse aus Garten-, Obst-, Großgemüsebau und Viehzucht.

Man unterscheidet neun verschiedene belgische Agrikulturgebiete, die vor einer allgemeinen Schilderung und Kennzeichnung der Landwirtschaft in kurzen Strichen skizziert werden müssen.

Der Seeküste entlang zieht sich in wechselnder, aber nie bedeutender Breite das landwirtschaftlich wenig wertvolle Gebiet der Dünen. Ketten sandiger, niedriger Hügel laufen hier hintereinander her, getrennt von feuchtern Vertiefungen, die man „Pannes" nennt. Die zum Anbau geeigneten Flächen sind in diesem sandigen, leicht völlig austrocknenden und beweglichen Boden gering und werden meist von ansässigen Fischern oder auch von Bewohnern des benachbarten Polderlandes für beschränkten Gemüse- und wenigen Getreidebau ausgenützt.

Das an der Küste und an der Schelde sich ausdehnende Poldergebiet hat tiefen, lehmigen Boden, der sich schwer bearbeiten läßt und in dem der Dünger sich so langsam zersetzt, daß der Bauer dessen Verkauf oft für nutzbringender als die Verwertung im eignen Betriebe hält. Im allgemeinen sind denn auch die Poldergebiete so reich an animalischen und sonstigen Verwesungsprodukten, daß eine Zufuhr von Düngstoffen meist nicht nötig ist. Der schwere Boden erfordert für seine Bearbeitung stattliche Gespanne, und die Be-

triebe sind ausgedehnt bis zu 60 Hektar, die sich um vereinzelt liegende Hofstätten ausbreiten. Jede Feldfrucht wird hier mit Vorteil angebaut. Besondern Ruf hat die Gerste der Poldergebiete. Aber auch Erbsen, Runkelrüben, Flachs usw. gedeihen vorzüglich. Auch das Wiesenland ist sehr ausgedehnt, und zwar besonders in der Gegend von Veurne (Furnes). Die Aufzucht von Arbeitspferden wurde von jeher im Polderlande gepflegt. Ursprünglich bevorzugte man dort einen Typ, der sich dem großen, starken, altflämischen Pferde näherte, den man aber dann planmäßig und wegen seiner fehlerhaften Füße durch Einfuhr Brabanter Blutes verwischte. Eine Menge für Mästung geeignetes Rindvieh wird in der Gegend von Veurne produziert, eine Rasse, die einer Kreuzung zwischen der roten belgischen mit der englischen Durham-Rasse entstammt. In den Scheldepoldern bevorzugt man die holländische Rasse. Der belgische Polderbauer lebt einsam auf seinem Gehöfte; hinsichtlich seiner Lebensgewohnheiten, seines Wohlstandes und gründlicher Fachkenntnisse ähnelt er dem holländischen Nachbarn.

Grundverschieden vom Polderland ist die Campine, deren Gebiet den belgischen Norden umfaßt und sich durch die Provinzen Antwerpen und Limburg erstreckt. Der Boden der Campine wird in der Hauptsache von quartären und tertiären Sandlagern gebildet, die hin und wieder von Schwemmbodenstreifen durchsetzt sind und in denen, besonders in der Nähe der Flüsse, Torflager und Sümpfe nicht fehlen. Die Ackerbauflächen dieses sterilen Gebietes sind spärlich und sehr zerstückelt. Doch vergrößern sich manche unter ihnen jährlich durch planmäßiges Urbarmachen von angrenzendem Heideland. Im ganzen hat die Campine heute noch mindestens 50 000 Hektar unkultivierter Flächen, die größtenteils im Gemeindebesitz sind. Die bisherigen Gewinne an kulturfähigem Neulande sind entweder zurückzuführen auf Zufuhr und Verwendung von städtischen Abfallstoffen und Kehrichtmassen, wobei die vorhandenen Kanäle gute Dienste leisteten, oder auf Verwendung chemischer Düngstoffe, die sich für Futtergrasbau wertvoll erwiesen. Neben dem Wiesenbau pflegt man den Bau von Roggen, der Kartoffel und eines kleinährigen Hafers. Im Süden des Gebietes, in den Provinzen Brabant und Antwerpen, hat die Kultur von Erbsen, Spargel und andern Gemüsen für die Zwecke benachbarter Konservenfabriken einige Ausdehnung erlangt. Pferdezucht ist in der Campine wenig verbreitet. Die Kuh ist das meist benutzte Zug- und Arbeitstier. Die Mehrzahl der kleinen Bauern wirtschaftet als Pächter. Arbeitskräfte sind reichlich vorhanden und werden

schlecht bezahlt. Doch beginnt sich schon mit der weitern Aufschließung der neuerbohrten Kohlenlager eine einschneidende Änderung auf dem Arbeitsmarkte bemerkbar zu machen.

Das Gebiet des flämischen Sandbodens umfaßt fast den ganzen Nordteil von Ostflandern und erstreckt sich beinahe bis zur Mitte von Westflandern. Der Boden scheint der gleichen geologischen Formation, wie sie die Campine zeigt, anzugehören, doch sind hier die Einlagen schlammiger Schichtungen zahlreicher und gewinnen an Bedeutung, je mehr man sich dem Süden des Gebietes nähert. Der Boden muß im allgemeinen arm genannt werden, doch ist er schon seit langer Zeit regelmäßiger Kultur- und Verbesserungsarbeit unterworfen worden. Die im ganzen Gebiete vorherrschenden kleinen Bauerngüter von 1 bis 8 Hektar werden fast alle von Pächtern bewirtschaftet, die auf fruchtbaren und weniger fruchtbaren Böden in intensiver Kultur alles Mögliche ziehen. Bevorzugt wird der Bau von Flachs, Hopfen und Zichorie. Pferdezucht fehlt hier natürlich. Auf Zucht einer reinen Rindviehrasse wird kein Wert gelegt. Dagegen hat die Zucht der Schlachtkaninchen in diesem Lande der kleinen Acker- und Gemüsebauern einen klassischen Boden gewonnen. Jedes Haus hält vier bis acht Kaninchenmütter, von denen jede 40 bis 50 Junge in einer Saison liefert. Die fettgemachten Kaninchen werden nach den wallonischen Industriegebieten, nach Frankreich und nach England verkauft. Im Jahre 1910 wurden nicht weniger als 1 824 974 Kilogramm geschlachteter Kaninchen verschickt, von denen 10 600 Kilogramm nach Frankreich und der Rest nach England gingen.

Das belgische Gebiet des Schlamm- und Schlammsandbodens erstreckt sich von der französischen Grenze bis Holländisch-Limburg quer durch das Land. In diesem fruchtbaren Gebiete, in dem der vielfach mit entsprechenden industriellen Unternehmungen verbundene Großgrundbesitz vorherrscht, findet man die verschiedenartigsten Kulturen von Körnerfrüchten und Futterkräutern. Große Flächen nehmen in erster Linie auch Zuckerrüben, Flachs, Hopfen und Zichorie für Kaffee-Surrogat ein. Dank vorzüglicher Wiesen und Weiden wie der großen Ausdehnung der Güter konnte die Pferdezucht hier eine hervorragende Bedeutung gewinnen, so daß dieser Teil Belgiens die schönsten und wertvollsten Ställe aufweist. In gleicher Weise pflegt man die Rinderzucht, und zwar bevorzugt man im Lande von Kortrijk und Tournai die rote flämische und im übrigen Teil des Gebietes die belgische Rasse. Auf den großen Gütern ist das Fettmachen von Ochsen ein besonders beachteter

Betriebszweig, und zwar werden hier Weidegang wie die Rückstände der Zuckerfabrikation gleichmäßig ausgenutzt. Die Fettochsen entstammen, da man Milchwirtschaft nur für eignen Bedarf pflegt, nur zum geringsten Teil dem eignen Viehbestand und werden als Magervieh meist im Condroz aufgekauft. Die Schweinezucht liegt hauptsächlich in den Händen mittlerer und kleinerer Besitzer und wird von diesen gleichmäßig in Flandern wie im Lütticher und Limburger Lande gepflegt. Auf den großen Gütern des Hennegaus beschäftigt man sich manchmal im Herbste auch mit dem Fettmachen von Hämmeln unter Benutzung der Rübenblätter.

Das Land von Herve, rechts von der Maas und nördlich von der Vesdre, hat landschaftlich und landwirtschaftlich ganz denselben Charakter wie der zu Preußen und den Kreisen Aachen und Eupen gehörige Teil des ehemaligen Herzogtums Limburg. Bodenbeschaffenheit, Höhenlage, feuchtwarmes Klima haben es zu einem vorzüglichen Wiesen- und Weideland vorherbestimmt, in dem die Milchwirtschaft jeden andern landwirtschaftlichen Betrieb weit überragt und das Mengen vorzüglicher Butter und eines ausgezeichneten Käses zum Versand bringt. Das Rindvieh wird in der Gegend selbst gezogen und nur zum kleinen Teile aus dem benachbarten Holland eingeführt. Die Schweineaufzucht unter Verwendung von Nebenprodukten der Milchwirtschaft steht in hoher Blüte. Der Bauer des Herver Landes führt meist ein behagliches Leben, da die Hauptarbeit seiner Wirtschaft auf den Schultern der Frauen ruht.

Das Gebiet des sogenannten Condroz breitet sich auf dem rechten Ufer von Sambre und Maas in den Provinzen Namur, Lüttich und Luxemburg aus. Die aus Lehmschichten und Zersetzungsprodukten von Kalksteinarten usw. gebildeten Ackerkrumen zeigen verschiedenartige Zusammensetzung und zeichnen sich durch geringere Feinheit und Tiefe des anbaufähigen Bettes aus. Am meisten scheint Phosphorsäure diesen Böden zu fehlen, denn die Anwendung von künstlichen, phosphathaltigen Dungmitteln hat ganz überraschende Erträgnisse gezeitigt. Das Land ist von vielen Tälern durchschnitten und reichlich bewaldet. Der Condroz ist ein Gebiet der Großkultur. Zu jedem Dorf gehören ein oder mehrere Höfe von mindestens 100 Hektar, die fast durchweg von Pächtern gegen Zahlung einer Pachtsumme von 60 bis 100 Fr. pro Hektar bewirtschaftet werden. Jede „Ferme" hat ausgedehnte Wiesen und Weiden, die in den letzten zwanzig Jahren auf Kosten der Felder zunahmen, weil sich Viehzucht besser lohnte als der Ackerbau. Die Pferdezucht nimmt eine hervorragende Stelle ein, und zwar liefert sie Tiere

vom Brabanter Schlage, die zwar kleiner sind als das schwere Brabanter Pferd, sich aber durch außergewöhnliche Widerstandsfähigkeit und Ausdauer auszeichnen. Bezüglich der Rindviehzucht kann der Condroz als die Zentrale Belgiens bezeichnet werden. Jeder Bauer, ob klein oder groß, beschäftigt sich mit der Aufzucht von Jungtieren, und zwar widmet er sich ausschließlich einem vom Durham-Blute stark beeinflußten Typ, der sowohl gute Milch- wie Fleischtiere liefert. Der Ackerbau wird im Condroz intensiv betrieben, und die Bauernbevölkerung gilt als ebensowohl fachmännisch gebildet wie fleißig und auf ihren Vorteil bedacht.

Das Ardennengebiet beschränkt sich in der Hauptsache auf die Provinz Luxemburg und reicht nur mit einem kleinen Teile in die Provinzen Lüttich und Namur hinein. Es umfaßt die höchstgelegene Landschaft Belgiens mit einer durchschnittlichen Bodenerhebung von 400 Meter über dem Meere. Klima und Boden sind hier durchaus denen der benachbarten Eifel ähnlich. Die Erdkrume hat auch hier eine zu geringe Dichtigkeit, um eine einigermaßen gute Ackerwirtschaft zu ermöglichen, auch ist sie arm an nahrhaften Bestandteilen. Die Höhen zeigen weite Ödländereien und Vennstrecken. Kleine und mittlere selbständige Bauern bewirtschaften den größten Teil des rauhen Landes, das freilich seine anbaufähige Fläche wie seine Erträgnisse im letzten Vierteljahrhundert dank der Verwendung chemischer Dungstoffe ganz gewaltig steigern konnte. Die Viehzucht hat sich dementsprechend ausdehnen dürfen, doch ist die planmäßige Zucht einer einheitlichen, Land und Klima angepaßten Rasse hier wie in der Eifel erst im Entstehen begriffen. Genossenschaften haben fast überall, soweit nicht die wenigen größern Güter in Frage kommen, Verarbeitung und Verwertung der Milch in die Hand genommen. Die Zucht des berühmten harten und ausdauernden Ardennerpferdes, des kleinsten Vertreters der Familie der kaltblütigen Brabanter, wird auf allen Besitzungen von einiger Ausdehnung betrieben. Die Ardennen haben fast ausschließlich die Remonte für die belgische Artillerie und außerdem stets eine Menge Pferde zu guten Preisen dem Auslande geliefert. Die Schweinezucht steht in hoher Blüte. Ardenner Schinken und Würste haben von jeher in Belgien einen guten Ruf gehabt.

Schließlich wäre noch das kleine Gebiet der Juraformation im Süden der Provinz Luxemburg zu erwähnen, das man wegen seines verhältnismäßig milden Klimas schon das belgische Lothringen genannt hat. Die Gegend hat tonige und ziemlich zähe Böden wie Striche leichterer, sandlehmiger oder kalkiglehmiger Erde, die sich

besser bearbeiten lassen. Man findet fast ausschließlich kleinere und mittlere Besitztümer die durch Erbteilung bis aufs äußerste zerstückelt sind. Rindviehzucht ohne Begünstigung einer besondern Rasse, Milchwirtschaft mit Butterproduktion schaffen die Existenz der Bauern.

* * *

Ungefähr 40 Prozent des gesamten bebauten Bodens werden in Belgien mit Körnerfrüchten bestellt. Von den dem Getreidebau insgesamt gehörigen 757 000 Hektar sind ungefähr 160 000 jährlich mit Weizen bestellt. Die beiden andern in Frage kommenden Getreidearten baut man hauptsächlich in den ärmern Strichen des Condroz, doch sind sie für die Gesamtgetreideproduktion, wie schon aus obigen Zahlen hervorgeht, von ganz geringer Bedeutung. Die jährliche Weizenernte wird im Durchschnitt auf 2516 Kilogramm pro Hektar geschätzt und steht hinsichtlich ihrer reichen Erträgnisse jedenfalls mit an der Spitze der Welt-Weizenproduktion. Fast ausschließlich verwendet man aus Schweden, Deutschland, England und Frankreich bezogenes Saatgut, doch dürfte dank der Arbeit staatlicher Versuchsstationen sich in nicht zu ferner Zukunft ein dem belgischen Boden und Klima besonders geeignetes Saatgut herausbilden und Belgien in dieser Beziehung vom Auslande unabhängig werden. Die Gesamtweizenernte ist nur imstande, etwa 22 Prozent des heimischen Mehlbedarfs zu decken; der Rest wird aus dem Auslande bezogen. Der Roggen, den das Land auf 268 870 Hektar (1910) erzeugt, wird größtenteils als Viehfutter verbraucht und bedarf einer bedeutenden Ergänzung durch Einfuhr, an der 1910 Deutschland allein mit ungefähr 106 000 Tonnen beteiligt war.

Gerste zieht man hauptsächlich in den Gegenden mit Schwemmboden und in den Poldern. Ihre Produktion genügt bei weitem nicht den Bedürfnissen der sehr entwickelten Brauereiindustrie, so daß etwa 12 500 Tonnen Malz jährlich eingeführt werden müssen. Für Schweinefütterung gelangen außerdem noch rund 300 000 Tonnen Gerste jährlich aus Rußland und den Donauländern zur Einfuhr. Hafer wird besonders in den hochgelegenen Strichen des Landes angebaut, und seine Kultur ist durch Einführung eines Eingangszolles von 3 Fr. auf 100 Kilogramm so sehr gefördert worden, daß 85 Prozent des heimischen Verbrauches gedeckt werden können. Doch werden immerhin infolge der bedeutenden Pferdezucht noch 100 000 hauptsächlich aus Rußland kommende Tonnen eingeführt.

An Nutzpflanzen, die für gewerbliche Verwertung bestimmt sind, baut man in Belgien Flachs auf rund 16 000 Hektar, Raps auf 627

Hektar (Ertrag etwa 2000 Kilogramm pro Hektar), Tabak auf 3823 Hektar (Ertrag pro Hektar 2310 Kilogramm), Hopfen auf 1913 Hektar (Ertrag pro Hektar 915 Kilogramm), Zichorienwurzeln auf 5994 Hektar (Ertrag pro Hektar 31 605 Kilogramm), Zuckerrüben auf 58 439 Hektar (Ertrag 27 202 Kilogramm pro Hektar). Fast alle diese Pflanzen werden auf lehmigen Böden angebaut, der Flachs außerdem noch in dem sandigen Strich Flanderns, im Condroz und in einem kleinen Teile der Ardennen. Raps wächst besonders in Flandern, wo ihn die dortigen Ölmühlen verwerten. Tabak baut man in Flandern, im Hennegau und im Ardennertal des Semois. Die jährliche Tabakeinfuhr beziffert sich auf rund 10 000 Tonnen. Hopfenbau findet man hauptsächlich im Gebiete von Alost und Poperinghe. Die Zichorienwurzel wird besonders in Flandern und dem Hennegau angebaut. Die jährliche Ausfuhr in diesem Artikel beziffert sich auf 50 000 Tonnen. Die Zuckerrübe wird unter einem gewaltigen Aufwand von natürlichen und künstlichen Dungmitteln überall auf guten, schweren Böden gezogen, und ihre Zucht kann als das Rückgrat der großbäuerlichen Betriebe angesehen werden. 92 Zuckerfabriken verarbeiten dieses heimische Produkt und beziehen dazu etwa noch 3000 Tonnen vom Auslande. Der Kartoffelbau beansprucht in Belgien mehr als 140 000 Hektar und liefert im Mittel 17545 Kilogramm pro Hektar. Hauptsächlich widmet man sich dem Kartoffelbau in den sandigen Strichen, in einigen Gegenden des Schwemmbodenlandes und dann in den Ardennen. In erster Linie pflanzt man deutsche Sorten, und zwar besonders „Industrie“. Kartoffeleinfuhr und -ausfuhr halten sich ziemlich die Wage. Nach Deutschland gehen viele Frühkartoffeln aus der Gegend von Mecheln.

Wiesen, Weiden und Flächen für Futterkräuterbau machen insgesamt etwa die Hälfte des bebauten Bodens aus, doch genügen deren Erträgnisse bei weitem nicht für die Erhaltung des großen Viehbestandes. Es wird deshalb zu den im Lande erzeugten Futterkörnern usw. noch rund eine Million Tonnen verschiedenster Futtermittel aus dem Auslande bezogen.

* * *

An der Spitze der belgischen Nutztierzucht steht nach Ausdehnung, Durchbildung und ihren pekuniären Erträgnissen die Pferdezucht. Das kaltblütige, schwere belgische Zugpferd vereinigt in sich Eigenschaften, die es vor allen Zugpferderassen der Welt auszeichnen. Es hat Körperformen von ungewöhnlicher Mächtigkeit und Breite, die aber keineswegs harmonischer Gestaltung entbehren und dabei das Tier als Arbeitspferd von ausgezeichneten Eigenschaften kenn-

zeichnen. Sein abgerundeter, gewaltiger Rumpf verrät ungewöhnliche Arbeitskraft von Herz und Lungen. Dieser Rumpf ist kurz im Verhältnis zum Gesamtwuchs, er entspricht den gedrängten Formen der ganzen Gestalt und sichert die straffe Haltung von Rücken und Lenden. Der auf äußerst kräftigen und muskulösen Beinen ruhende Körper ist nahe bei der Erde, ein Verhältnis, das sich der Übersetzung der Gesamtkraft in Zugleistung außerordentlich günstig erweist.

Das belgische Pferd zeichnet sich aus durch eine Frühreife, die es vom 18. Monat ab schon zur Arbeit eignet und mit zwei Jahren schon befähigt, seine Unterhaltungskosten reichlich zu verdienen. Es ist dabei langlebig, ausdauernd und paßt sich leicht den verschiedensten Gegenden an. Als ein besonderer Vorzug erscheint noch das ruhige Temperament dieses ausgezeichneten Arbeitspferdes, die große Fügsamkeit, mit der es sich lenken und leiten läßt. Das belgische Pferd ist ein durchaus bodenständiges Produkt seines Landes. Sein Ursprung scheint, nach den Untersuchungen, die Professor Leyder, ein autoritativer Kenner, an den in den Höhlen des Maastales aufgefundenen Knochen anstellte, bis in die Quartärzeit hinaufzureichen. Man nimmt die auf Kalkstein aufgebaute Hochebene des Condroz als Urheimat des Tieres an. Von hier verbreitete es sich nach Osten ins Ardennengebiet, wo es sich unter kärglichern Lebensbedingungen zu dem leichtern, zähen und genügsamen Ardennerschlag entwickelte, dessen Zucht in dem heute Eifel genannten Ardennenteil durch die rücksichtslosen Requisitionen am Schluß der napoleonischen Herrschaft und in der Armut der auf 1815 folgenden Jahre leider für lange Zeit völlig vernichtet wurde.

Auf der andern Seite drang das Urpferd des Condroz über Maas und Sambre in die Schwemmbodenregion Brabants vor, wo es sich unter günstigsten Ernährungsbedingungen und milder Seeluft zum schweren Brabanterpferd ausbaute. Den drei derart entstandenen Typen des belgischen Pferdes wurde kein fremdes Blut zugeführt, so daß sie heute noch ohne Schaden untereinander gepaart werden können. Anders steht die Sache mit dem aus den flandrischen Marschen stammenden flämischen Pferde, dem man schon im 8. Jahrhundert Limousiner Blut zuführte und dessen Art dann durch Kreuzungen mit friesischer und andalusischer Rasse während des spanische niederländischen Krieges derart verändert wurde, daß spätere Kreuzungsversuche zwischen ihm und den Urbelgiern mißlangen.

Die Aufzucht des belgischen Pferdes wird in erster Linie auf großen Landgütern betrieben, die ausgedehnte, gute Weiden besitzen und wo sich die bezüglich Ernährung und gesundheitlicher Ver-

hältnisse erprobten Regeln am besten beobachten lassen. Die Arbeit des Privatzüchters wird dabei sorgfältig vom Staate gefördert und überwacht. Seit 1841 besteht eine für alle Provinzen gültige Regierungsvorschrift, die bezweckt, die zur Zucht ungeeigneten Hengste auszuscheiden und die besten Tiere den Deckstationen zuzuführen. Aufzucht und Auslese werden seit dieser Zeit begünstigt durch ein nationales Preisverteilungssystem, das für fünf gesonderte Bezirke des Landes in Anwendung kommt. Die Preisverteilung ist so eingerichtet, daß ein Hengst, der am Wettbewerb des Arrondissements, der Provinz und an dem des Nationalverbandes teilnimmt, jährlich Preise bis zur Gesamtsumme von 5000 Fr. auf sich vereinigen kann.

Der Nationalverband „Das belgische Zugpferd" veranstaltete jedes Jahr im Brüsseler Cinquantenaire eine Ausstellung belgischer Züchter, bei der eine Gesamtsumme von 50 000 Fr. verteilt wurde. Ungefähr 1000 Pferde nahmen stets an diesem Wettbewerb teil, zu dem sich außer den belgischen Züchtern zahlreiche kauflustige Liebhaber aus dem Auslande einfanden. Unabhängig von solchen offiziellen Veranstaltungen hatten noch landwirtschaftliche Vereine und Zuchtverbände ihre besondern Ausstellungen und Wettbewerbe, bei denen natürlich geringere Preise zur Verteilung gelangten.

Die Gesellschaft „Das belgische Zugpferd" hat 1886 eine Ursprungsliste, „Studbook" genannt, angelegt, in das fortlaufend alle Typen der reinen belgischen Rassen eingetragen werden. Die Eintragung der Tiere geschieht im Alter von zwei Jahren, wenn ihre Eltern schon in der Liste figurieren, oder im andern Falle nach Besichtigung und Prüfung durch eine Spezialkommission. Bisher sind 19 Bände dieses „Studbooks" erschienen mit einer Beschreibung von insgesamt 32 600 Hengsten und 80 000 Stuten. Natürlich ist der Pferdebestand des Landes bedeutend größer. Er bezifferte sich beispielsweise 1909 auf 255 229 Tiere. Es wurden in demselben Jahre 44 137 Füllen, und zwar im Verhältnis von 389 Stück auf 1000 Stuten geboren.

Die für das belgische Arbeitspferd gezahlten Preise sind in Belgien selbst, ebenso wie am Niederrhein, wo bekanntlich die Zucht mit bestem Erfolg eingeführt wurde, dauernd gestiegen. Wenn 1876 der Preis für erstklassige Hengste und Stuten nicht 3000 bzw. 2500 Franken überstieg, so wurde in den letzten Jahren von den belgischen Züchtern selbst oft 10—30 000 Fr. pro Zuchttier bezahlt. Der berühmte Hengst Condé war für 100 000 Fr. versichert, wurde aber von seinem Besitzer nicht für gebotene 125 000 Fr. abgegeben. Für

drei Monate alte Füllen, die vom Hengst Moustic de Grandglise stammten, wurden 5000 Fr. geboten. Gewöhnliche Pferde sind natürlich nicht so teuer. In der Regel kosten Füllen von 3 bis 4 Monaten je nach Herkunft 500 bis 900 Fr. Arbeitspferde, Wallache von guter Beschaffenheit, werden für 1000 bis 2000 Fr. und mehr verkauft. Nur minderwertige, zu leichte oder stark gebrauchte Pferde kommen zu einem geringern Preis als 1000 Fr. in den Handel. Die Züchter verkaufen in der Regel an Händler und Makler, die ihre Gehöfte aufsuchen, oder auf großen Pferdemärkten, von denen die zu Ciney und Binche die wichtigsten sind. Der Markt von Neufchateau kommt hauptsächlich für Ardennerpferde in Frage.

Belgien führte 1910 im ganzen 48 872 Pferde ein, von denen 22 049 Stück der 30 719 Stück betragenden englischen Einfuhr für Pferdeschlächtereien bestimmt waren und einen Durchschnittswert von 142 Fr. pro Kopf darstellten. Der Rest bestand aus Remontepferden für die Armee und leichten Luxus- oder Wagenpferden. Die Arbeitspferde produzierte das Land selbst. Außerdem lieferte es 30 990 der wertvollen Zugpferde im Gesamtwert von rund 50 Millionen ins Ausland. 19 559 Pferde gingen allein nach Deutschland.

* * *

Belgien besitzt sieben durch bestimmte Merkmale gekennzeichnete Rindviehrassen, von denen vier ein mittleres Gewicht von 500 Kilogramm aufweisen und drei kleinwüchsigere Typen ein ungefähres Durchschnittsgewicht von 300 Kilogramm erreichen. In den Poldern von Veurne-Ambacht zieht man eine schwere, für Fettfütterung sehr geeignete Rasse von roter, scheckiger oder weißer Farbe. Im flämischen Schlammbodengebiet und besonders in der Gegend von Kortrijk, Ypern und Rousselaere hat man die rote flämische Rasse, auch Rasse von Cassel genannt. Dieses Vieh ist schwer, aber feinknochig, eignet sich zur Fettfütterung, ist aber in erster Linie als gutes Milchtier geschätzt. Diese rote flämische Rasse kann als die reinste der belgischen Rindviehrassen bezeichnet werden. Sie gewöhnt sich auch leicht an ein anderes Klima und verliert dort nicht ihre besondern Eigenschaften. Die sogenannte belgische Rasse ist im übrigen Teile des ebenen Schwemmlandes daheim. Sie ist schwarzweißrot oder schwarzgescheckt. Dieses Tier ist zur Fettfütterung geeignet, aber gute Milchkühe sind in seinen Herden nicht eben zahlreich. Die Rindviehrasse des Condroz ähnelt sehr der belgischen Rasse, doch liefert sie durchschnittlich bessere Milchkühe. Auch kann sie von allen belgischen Rindviehrassen die meisten Ochsen für

Fettfütterung liefern. Das Vieh der Campine ist klein und wenig muskulös. Die Kühe gelten als gute Milchtiere, eignen sich aber wenig für Fettfütterung. Das Rind des Landes von Herve ist schwarzgescheckt und ähnelt hinsichtlich seiner Größenverhältnisse dem roten oder schwarzen Campinevieh, übertrifft dieses aber noch an Milchreichtum. Die Aufzucht von Jungvieh reiner Rasse wird in der Heimat dieses Tieres ganz besonders gepflegt. Nicht so wertvoll wie das Limburger Vieh der Herver Gegend ist die schwarzgescheckte Ardennerrasse.

Im großen und ganzen kann man sagen, daß die Rindviehzucht in Belgien lange nicht auf der Höhe der Pferdezucht steht. Fast alle die genannten Rassen befinden sich seit dreißig Jahren etwa in einem Zustande der Veränderung und Entartung, und die Sorge für Erhaltung und Pflege reinen Blutes lebt eigentlich nur in den vom Staate besoldeten Fachleuten. Die Landwirte sehen lediglich auf augenblickliche Vorteile und wünschen nichts, als gute Milchkühe zu besitzen, einerlei, von welcher Rasse und aus welcher Kreuzung sie herstammen. Natürlich hat die Behörde versucht, auf diesem Gebiete Wandel zu schaffen und mit allen möglichen Mitteln Reinzucht und Rassenveredlung angestrebt. Aber die Landwirte mögen sich nicht gern zu Opfern zugunsten eines Betriebszweiges verstehen, der weit weniger einbringt als die Pferdezucht. Hinzu kommen noch die Schwierigkeiten, welche Gewinnung von geeignetem Personal in dem industriereichen Lande verursacht, die hohen Preise für Kraftfutter, die erhöhten Preise für fette Kälber wie für Magervieh, das im Weidegang fett gemacht werden soll, und die steigende Rentabilität des Getreidebaues wie des Anbaues gewisser, für gewerbliche Zwecke bestimmter Pflanzen.

Natürlich genügt die belgische Viehzucht nicht entfernt den Bedürfnissen eines Landes von 7½ Millionen Einwohnern. Ungefähr 70 000 Stück Großvieh werden jährlich eingeführt, darunter 40 000 Milchkühe. Hauptsächlich aus Holland kommen jährlich 6 Millionen Kilogramm Butter in das Land. An einer Käseeinfuhr von 12 Millionen Kilogramm ist ebenfalls in erster Linie Holland beteiligt. In zweiter und dritter Linie erscheinen hier Frankreich und die Schweiz. 2½ Millionen Kilogramm Weichkäse kommen jährlich aus Frankreich, um in Belgien zu gewissen Käsesorten umgearbeitet zu werden. Etwa 10 Millionen Kilogramm Margarine und andere Kunstbutter werden größtenteils im Inlande hergestellt.

Die Einfuhr von frischem Fleische ist infolge sanitärer Vorschriften gering. Lebendes Vieh zahlt einen Eingangszoll von 3 bis 5 Fr.

pro 100 Kilogramm. Die Einfuhr von Fleischkonserven erreicht die Durchschnittshöhe von 700 000 Kilogramm jährlich.

Die belgische Schweinezucht beschäftigte sich einst mit bodenständigen Rassen, die aber heute größtenteils durch Kreuzungen mit dem Yorkshire-Schwein vernichtet worden sind. Infolgedessen produziert man heute im Lande ein fettreiches Fleisch und einen wenig dichten Speck. Die Regierung hat versucht, auch hier Wandel zu schaffen und begünstigt die Reinzucht des einheimischen Typs. Einige Erfolge hat sie bereits erzielt, doch kann von einer sichtbaren Änderung der nicht günstigen Verhältnisse noch nicht geredet werden. Jedenfalls fährt man in Flandern in der Zuchtnutzung des englischen Schweines fort in Rücksicht auf die jährlich rund 900 000 Kilogramm betragende Ausfuhr frischen Schweinefleisches nach England. Belgien führt etwa 400 000 Kilogramm frischen Schweinefleisches ein und 6 Millionen Kilogramm Speck, Schmalz usw.

Schafzucht wird nur noch in den unfruchtbarsten Gegenden betrieben, so daß die Einfuhr von Schafen auf 150 000 Stück jährlich gestiegen ist. Fettfütterung von Hämmeln kennt man nur im ebenen Schwemmlande.

Hinsichtlich der Geflügelzucht nimmt Belgien, ebenso wie auf dem Gebiete der Pferde- und Kaninchenzucht, eine erste Stelle ein. Man unterscheidet folgende für Eierproduktion in Frage kommende einheimische Hühnerrassen: das Campiner-, Brankel-, Brabanter-, Herver- und Ardennerhuhn. Merkwürdigerweise findet man aber in den größern Hühnerhöfen statt dieser eingeborenen Tiere meist fremde Rassenvertreter, in erster Linie Italiener und Minorka-Hühner. Die inländische Eierproduktion ist sehr groß, trotzdem werden jährlich noch in Belgien mehr als 80 Millionen fremde Eier eingeführt.

Eine Spezialität ist die Zucht von Fleischhühnern, von denen das „Coucou de Malines" genannte Huhn, ein aus der Kreuzung einer asiatischen Rasse mit dem sogenannten „Combattant de Brüges" hervorgegangenes kräftiges Tier, am bekanntesten ist. Diesen „Coucou de Malines" verwandelt man in der Gegend von Mecheln und Merchtem in Brabant durch systematische Fütterung oder „Nudelei", auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, in die berühmte Brüsseler Poularde. Der mittlere Marktpreis der Poularden beträgt von Januar bis Mai 8 bis 12 Fr. das Paar, doch erzielen oft schöne Einzelexemplare einen höhern Preis. Von Juni bis August kostet das Paar 5 bis 8 Fr. und von September bis Dezember 4 bis 7 Fr. durchschnittlich. In der Hauptsaison werden auf dem

Mittwochmarkt von Merchtem oft 10—15 000 Poularden zum Verkauf gebracht. In der einzigen Gemeinde Londerzeel bei Merchtem wurden 1910 rund 1½ Millionen Poularden verkauft. Obwohl die meisten dieser schmackhaften Vögel im Lande selbst verzehrt werden, gehen im Jahre durchschnittlich noch 700 000 Kilogramm Geflügelfleisch ins Ausland (rund 400 000 Kilogramm allein nach Deutschland).

* * *

Unsere knappe Übersicht über die verschiedenen Zweige der belgischen Landwirtschaft bedarf zum Schlusse noch einiger ergänzender Worte über Garten- und Obstbau des Landes. Die belgischen Obstgärten bedecken in Summa rund 65 000 Hektar. Am stärksten ist der Kern- und Steinobstbau vertreten im Norden der Provinz Lüttich und im Süden der Provinz Limburg, von wo starke Mengen von Äpfeln, Birnen und Kirschen zur Ausfuhr nach Deutschland, England usw. gelangen. In den Provinzen Ostflandern, Brabant, Antwerpen und Lüttich findet man bedeutende Stachelbeer- und Himbeerpflanzungen, deren Früchte hauptsächlich nach England gehen.

Als eine Belgien eigentümliche Spezialkultur kann man die Weintraubenzucht unter Glas bezeichnen, die hauptsächlich in Ortschaften bei Brüssel betrieben wird. Von weitem gesehen, machen diese Dörfer mit ihren Gemarkungen den Eindruck völliger Glasstädte, so dicht schließen die Traubenhäuser aneinander. Man schätzt die Zahl der Weintreibhäuser des Gebietes auf 20 000. Es werden hier das ganze Jahr hindurch Trauben produziert, doch ist die Haupternte am Ende des Sommers. In dieser Zeit kostet das Kilogramm frischer Trauben 1 bis 2 Fr. In andern Jahreszeiten steigt der Preis auf 5 bis 7 Fr. 600 000 Kilogramm Weintrauben gehen jährlich nach England, Deutschland, Holland, den Vereinigten Staaten usw. Im ganzen übersteigt die belgische Ausfuhr an Früchten jeder Art die Einfuhr jährlich um 12 Millionen Franken.

Der Gemüsebau hat sich in den letzten Jahren in erstaunlicher Weise entwickelt. Einmal hat hierzu das Wachstum der Großstädte und die gesteigerte Kaufkraft der Arbeiterbevölkerung beigetragen, dann aber auch das Entstehen vieler Konservenfabriken. Am ausgedehntesten ist der Gemüsebau in dem fruchtbaren Lande von Löwen und Mecheln, wo man Gemüse jeder Art (Erdbeeren und Tomaten unter Glas) in großen Mengen zieht. Etwa zehn Gemeinden in der Umgebung von Brüssel haben sich besonders auf die Kultur der Gemüse-Zichorie (Zichorie Witloof) geworfen. Jeder Hektar liefert 6000 bis 10 000 Kilogramm dieses gesunden Gemüses

und bringt bei einem Mittelpreis von 40 Centimes einen Reinertrag von 2400 bis 4000 Franken pro Hektar.

Der Gemüsebau wird fast durchweg auf kleinen Besitztümern und von Kleinbauern in Familienarbeit gepflegt. Doch gibt es in der Umgegend von Löwen auch Besitzungen bis zu 15 Hektar, von denen oft 10 Hektar allein mit Blumenkohl bestellt sind. Im großen und ganzen läßt sich behaupten, daß die Gemüsezucht in Belgien einen Bruttogewinn von 3000 bis 4000 Fr. pro Hektar bringt, der sich in besonders günstig gelegenen Gemarkungen der Lütticher Gegend bis auf ein Jahresmittel von 10 000 Fr. pro Hektar steigern kann.

Die Blumenzucht hat in Gent ihren Mittelpunkt, wo sich nicht weniger als 700 Gärtnereien mit ihr beschäftigen. Die Ausfuhr an Blumen, Blattpflanzen usw. ist sehr bedeutend. Allein nach den Vereinigten Staaten gingen 1911 für 2 006 600 Fr. Genter Gärtnereiprodukte. Die ebenfalls recht lukrative Schnittblumenzucht im freien Lande wird in der Nähe aller größern Städte betrieben, am meisten jedoch in der Umgebung von Brüssel und Antwerpen.

Die belgische Arbeiterbewegung

Theodor Brauer (Cöln)

Die Arbeiterbewegung jedes Landes nimmt natürlicherweise die Eigenheiten des Gemeinschaftslebens an, innerhalb dessen sie sich betätigt. Sie steht ja mitten in diesem Gemeinschaftsleben und insbesondere mitten in dem Getriebe der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Vorgänge. Sie ist in der Hauptsache ein Erzeugnis einer bestimmten Auffassung dieses Gemeinschaftslebens auf seiten der Arbeiter. Als solches wirkt sie hinwiederum selbst auf die Entwicklung des sozialen Zusammenlebens ein. Es sind das wechselseitige Beziehungen, bei denen es oft schwer fällt, Ursache und Wirkung genau auseinanderzuhalten. Aus dem ganzen Werden der Arbeiterbewegung erklärt sich aber demnach das Bestehen oft recht wesentlicher Unterschiede zwischen den Arbeiterbewegungen verschiedener Länder. Diese Verschiedenheiten haben insbesondere in den letzten Jahren dazu geführt, daß man beispielsweise ein besonderes „deutsches System" der Arbeiterbewegung unterscheidet. Maßgebend für diese Unterscheidung ist vor allem die unübertroffene Konzentration des deutschen Gewerkschaftswesens. Kein Land der Welt hat verhältnismäßig so viele Gewerkschaftsverbände, die auf ganze Industrien zugeschnitten sind. Während die drei deutschen Gewerkschaftsrichtungen zusammen noch keine 100 Einzelgewerkschaften zählen, obwohl sie in der Zeit unmittelbar vor dem Kriege rund drei Millionen Mitglieder umfaßten, hat England noch mehr wie 1100 Gewerkvereine. Das deutsche System wurde, weil die mit demselben erzielten Erfolge unverkennbar waren, mehr und mehr von den Bewegungen aller andern Länder zum Muster genommen. Gerade dabei erwies sich aber die Verknüpfung der Arbeiterbewegung jedes einzelnen Landes mit dessen ganzem wirtschaftlichen, politischen und sozialen Aufbau, und oft genug war der Versuch der einfachen Übertragung der deutschen Einrichtungen auf die anders gearteten Verhältnisse anderer Länder geradezu verhängnisvoll. So wurde aus dem Versuch, die deutsche Kon-

zentration in England in schneller Zusammenballung einer Reihe von Branchenverbänden zu Industrieverbänden nachzuahmen, der Ausgangspunkt für die Durchdringuug des englischen Gewerkschaftslebens mit syndikalistisch-revolutionären Gedankengängen und Methoden. So bewahrheitet sich auch hier der alte Satz, daß, wenn zwei dasselbe tun, deswegen noch nicht die gleiche Wirkung zu erwarten ist.

Die belgische Arbeiterbewegung hat ebenfalls versucht, das deutsche System zum Muster zu nehmen. Aus diesem Anlaß hatten in den vor Kriegsausbruch liegenden Jahren wiederholt Studienreisen belgischer Arbeiterführer, sowohl christlich wie sozialistisch organisierter, nach Deutschland stattgefunden. Deutsche Arbeiterführer hinwiederum bemühten sich, den Belgiern bei ihren Bestrebungen zu einem entsprechenden Ausbau ihrer Bewegung behilflich zu sein. Einen Teilerfolg hatten die Belgier dabei zu verzeichnen, indem auf sozialistischer Seite vornehmlich im Transportgewerbe, auf christlicher Seite sodann besonders im Textil- und im Metallgewerbe eine Zentralisation nach deutschem Muster wenigstens eingeleitet wurde. Es wird sich aus den weitern Darlegungen ergeben, welche besondern Schwierigkeiten hierbei zu überwinden waren und warum wohl für absehbare Zeit mit einer verhältnismäßig schwächern Konzentration in Belgien zu rechnen ist wie in Deutschland.

Vor allem sind die Beziehungen im Auge zu behalten, welche zwischen dem Charakter der Bewohner und der Gestaltung des öffentlichen Lebens bestehen. Vielleicht ist im gegenwärtigen Augenblick, wo wir schon so viele Kriegserfahrungen hinter uns haben, der Blick hierfür mehr denn je geschärft. Lange Zeit hat man diese Beziehungen viel zu gering geachtet und dadurch vor allem in politischer Beziehung manches gesündigt. Wir denken hier namentlich an die gewiß wohlgemeinten, aber übelberatenen Versuche, die sogenannten westeuropäischen Verfassungseinrichtungen zu einem Ideal zu machen, nach dem auch in Ländern mit anderer Volkspsychologie gestrebt werden müsse. Heute rücken selbst ernste sozialistische Kreise bei uns in Deutschland von solchen Experimenten ganz entschieden ab. Was dem romanischen Charakter oder auch dem angelsächsischen im politischen Leben entspricht, ist darum noch lange nicht ohne weiteres etwa für den deutschen von gleichem Wert. In Belgien nun haben sich von jeher verschiedene Strömungen in dieser Hinsicht entgegengestanden, was sich aus den Verschiedenheiten des wallonischen und des flämischen Volkscharakters erklärt. Der Wallone ist leicht zu entflammen und dem bekannten romanischen Sprühregen

von Phrasen gegenüber eine verhältnismäßig nicht schwere Eroberung. Das kommt in der Praxis darin zum Ausdruck, daß hier die rein politische Note stark überwiegt, und zwar in der Arbeiterbewegung die politische Note des Klassenkampfes. Der Flame dagegen hängt, ähnlich wie der Deutsche, viel mehr an der Überlieferung, an dem, was auch im Volksleben natürlich geworden ist. So finden wir in den flämischen Gegenden eine starke Verehrung für die alten Gilden und ihren zünftlerischen Zuschnitt, die sich in der Arbeiterbewegung, wenigstens in der nichtsozialistischen, in gut ausgebauten Fachbildungseinrichtungen zu erkennen gibt. Damit hängt offenbar zusammen, daß bei dem so weit vorgeschrittenen konstitutionellen Verfassungssystem, das der politischen Agitation in höchstem Maße entgegenkommt, der von Natur dieser Agitation zugänglichere wallonische Volksteil im öffentlichen Leben eine größere Rolle spielt als der zahlenmäßig viel stärkere flämische Volksteil. Freilich muß bemerkt werden, daß die Wirtschaftsgeographie in etwa diese Tendenzen unterstützt, indem in den wallonischen Landesteilen die Großindustrie die Massen viel mehr zusammenballt und somit einer potenzierten Beeinflussung aussetzt, während in dem flämischen Teil bei aller industriellen Entwicklung doch noch das Kleingewerbe oder doch das Großhandwerk (Möbelindustrie usw.) einen hervorragenden Platz einnimmt.

Bei dem stark gewerblichen und industriellen Aufbau der belgischen Lande ist es nur natürlich, daß auch schon früh die Arbeiterbewegung von sich reden gemacht hat. Insofern liegt hier die Sache umgekehrt wie in Deutschland, als wenigstens die ersten Ansätze zu einer Arbeiterbewegung im allgemeinen nicht von sozialistischer, sondern von katholischer Seite ausgingen. Es ist in den belgischen Schriften, die sich mit der Arbeiterbewegung befassen, oft bemerkt worden, daß die christlichen Arbeiter in einem so industriellen Gebiete, wie das Genter, gewissermaßen der sozialistischen Bewegung das Bett gemacht hätten, denn tatsächlich knüpfen die sozialistischen Bestrebungen in Gent bei den von den nichtsozialistischen Arbeitern erzielten Erfolgen, nachdem diese von der genannten Arbeiterschaft nicht recht ausgenutzt wurden, an. Dafür lassen sich nun allerdings einige Gründe anführen. Daß man in Belgien auf christlicher Seite den sozialen Fragen seine Aufmerksamkeit schon früh schenkte, mag durch die bekannte Tatsache beleuchtet werden, daß in Belgien schon 1864 und 1867 belgische Katholikentagungen in Mecheln stattfanden, bei denen auch der Arbeiterfrage in eindringlichen Worten gedacht wurde. Bekanntlich hat bei einer solchen Gelegenheit einer der

sympathischsten Führer des katholischen Frankreich, Montalembert, seine letzte Rede gehalten. Zu einer eigentlichen Arbeiterbewegung ist es indes damals nicht gekommen. Vielmehr hat man sich meist mit der Gründung sogenannter Patronagen begnügt, die unter sich eine gewisse Verbindung aufrechterhielten. In der Folgezeit nahm aber dann immer mehr die Schulfrage einen so breiten Raum in den Auseinandersetzungen ein, daß darunter die Entwicklung der sozialen Vereinigungen stark gelitten hat. Der Geschichtsschreiber einer der bekanntesten katholischen demokratischen Einrichtungen hat mit Recht darauf hingewiesen, daß 19 Jahre nach dem letzten Mechelner Kongreß verliefen, ehe die Katholiken wirklich ernsthaft die Hand ans Werk legten, um der Arbeiterfrage größere Aufmerksamkeit zu widmen. In den Jahren von 1879 bis 1884 hatte der Schulkampf geradezu riesenhafte Formen angenommen; er endete allerdings mit einem vollen Erfolge. Während so die Katholiken dem Schulkampf nachgingen und im übrigen der sozialen Not mit einer anerkennenswerten privaten Wohltätigkeit und allenfalls mit einiger Selbsthilfe in den Patronagen auf den Leib rückten, hatte sich 1877 der Sozialismus in Gent erhoben und nahm dort, unter kluger Ausnutzung einiger von den Katholiken getroffenen Einrichtungen, alsbald eine bedeutende Ausdehnung an. Schon 1878 tragen seine Kandidaten bei der Wahl der Prud'hommes (Gewerberäte) den Sieg davon. Zwei Jahre nachher, 1880, wird ebenfalls in Gent die Genossenschaft „Vooruit" („Vorwärts") gebildet, die unter dem bekannten sozialistischen Führer A n s e e l e zu einer lange Zeit unerreichten Musteranstalt wurde und vor allen Dingen zur gebefreudigen Finanzgesellschaft für den belgischen Sozialismus. Inzwischen hatten kleine Gruppen nichtsozialistischer Arbeiter erneut nach einer Form der Sammlung gesucht und bei den Wahlen von 1878 einigen Erfolg davongetragen. Aus dieser kleinen Gruppe wurde nach und nach eine ausgesprochen antisozialistische Vereinigung, die es auf einige hundert Anhänger brachte. Man stellte zugleich den Sozialisten einige genossenschaftliche Bemühungen entgegen, die jedoch der sozialistischen Agitation zum Teil zum Opfer fallen mußten. Schließlich kam es sogar zu einer kleinen Gewerkschaft von Baumwollarbeitern. Bemerkenswert ist, daß an diesen Bestrebungen nicht nur katholische, sondern auch liberale Arbeiter sich beteiligten, die sich jedoch nach einigen Jahren zurückzogen, ohne eigentlich dem gemeinsamen Werk die Sympathien zu entziehen. Erst mit dem Jahre 1891, als man in dem „Volk" sich eine Tageszeitung geschaffen, nimmt die nichtsozialistische Arbeiterbewegung

größern Umfang an. Doch war es noch weit bis zu dem Zeitpunkte, wo man den Sozialisten mit Erfolg entgegentreten konnte.

Eine gewisse Umwälzung in den Auffassungen der Katholiken hatte jedoch schon das Jahr 1888 mit sich gebracht. Im März 1886 brachen in Mons, Lüttich und Gent revolutionäre Unruhen aus, die besonders in dem Kohlenrevier von Charleroi, von wo aus sie auf die Glasfabriken übergriffen, eine besondere Heftigkeit erreichten. Unter dem Eindruck der furchtbaren Unruhen jener Tage kam am Ende desselben Jahres jener berühmt gewordene Lütticher Kongreß zustande, auf dem, im Beisein unter anderm des Herrn Bischofs Korum von Trier und des Abgeordneten Winterer aus Mülhausen, feste Grundlagen zu einer weitgreifenden sozialen Aktion unter den belgischen Katholiken gelegt wurden. Von da an geht es ziemlich schnell und unaufhaltsam vorwärts. Als dann die Enzyklika Leos XIII. vom 15. Mai 1891 über die Arbeiterfrage der Welt auf diesem Gebiete einen ganz neuen Weg wies, kam noch im selben Jahre in Mecheln ein Kongreß zustande, der für die Vereinigung der bisher getrennt vorgehenden katholisch-sozialen Bemühungen von größter Bedeutung wurde. Inzwischen hatte nämlich am 2. Februar 1891 der bekannte Minister H e l l e p u t t e in Löwen den Grundstein zu dem belgischen Volksbund (ligue démocratique belge) gelegt, der dann in der Folge für die gesamte soziale Bewegung im katholischen Belgien von größter Bedeutung geworden ist und dem namentlich auch die Arbeiterschaft vieles für die Förderung ihres Aufwärtsstrebens unter Anerkennung ihrer politischen Gleichberechtigung zu verdanken hat. Allerdings hat der Volksbund selbst, nachdem er anfänglich begeistert begrüßt worden war, viele Jahre um die Durchsetzung seiner Gedankengänge kämpfen müssen. Vor allen Dingen ist es sehr schwer geworden, seine Forderung auf Aufstellung von politischen Arbeiterkandidaturen in der Vereinigung der katholischen Organisationen durchzudrücken. Selbst bis in die Zeit Pius' X. hinein sind die Schwierigkeiten auf diesem Gebiete niemals ganz ausgeblieben; sie haben sogar zeitweise eine sehr große Schärfe angenommen.

Für die Arbeiterbewegung war der Volksbund insofern von besonderer Wichtigkeit, als er die im Anfang der neunziger Jahre bereits schüchtern auftretenden Bestrebungen, die nichtsozialistischen Arbeiter in eignen Gewerkschaften zu vereinigen, ermutigte und nach Kräften zu fördern trachtete. Schon damals tritt jener Vorkämpfer der Arbeiterorganisationsbestrebungen auf, dessen Name seither in ganz Belgien und darüber hinaus, namentlich auch in Frankreich,

einen so guten Klang erworben hat, der Dominikanerpater Rutten. Mit ihm ist die Entwicklung der christlichen Arbeiterbewegung in Belgien zunächst untrennbar verbunden. Unter Ruttens Einfluß kam das Generalsekretariat der christlichen Gewerkschaften Belgiens zustande, das für die Vereinigung der seither getrennt voneinander arbeitenden Berufsvereinigungen in den verschiedenen Teilen des Landes am meisten getan hat. Seitdem tritt die christliche Gewerkschaftsbewegung unverkennbar in den Vordergrund der sozialen Bemühungen unter den Katholiken Belgiens. Die Entwicklung hat insbesondere von der Wende des neuen Jahrhunderts an eine auffallend schnelle Gangart eingeschlagen. So zwar, daß zahlenmäßig die christlichen Gewerkschaften Belgiens die sozialistischen Organisationen sozusagen erreicht haben, wenn man nämlich der Tatsache Rechnung trägt, daß die sozialistischen Bergarbeiter kaum als eigentliche Gewerkschaft anzusehen sind, da dieselben sich nur der sozialdemokratischen Partei unterordnen, während sie hingegen von sozialistischer Gewerkschaftsseite wohl stets in die Gewerkschaftsziffern mit hineingezogen werden.

Kurz vor dem Kriege war der Stand der belgischen Gewerkschaften der folgende: Die sozialistischen Gewerkschaften gaben für das Jahr 1913 eine Gesamtmitgliederziffer von 126 745 an. Die stärksten Organisationen sind die Metallarbeiter mit 26 544, die Textilarbeiter mit 21 500, die Bergarbeiter mit 18 576, die Steinarbeiter mit 13 900 Mitgliedern usw. Die christlichen Gewerkschaften verzeichneten damals eine Gesamtmitgliederzahl von 102 177. Hier sind die stärksten Verbände die Staatsarbeiter mit 16 352 und die Textilarbeiter mit etwa 12 000 Mitgliedern. Der christliche Textilarbeiterverband ist die am meisten zentralisierte Organisation, die seit Jahren bereits eine zweisprachige Zeitung herausgibt und ihre Beamten in beiden Teilen des Landes hat. Ähnlich liegen die Dinge bei den christlichen Metallarbeitern. Und auch im Bergbau war man kurz vor dem Kriege so weit, daß man von einer einzigen nationalen Organisation für das ganze Reich reden konnte. Im übrigen ist nicht zu verkennen, daß die Zentralisationsbestrebungen bei den christlichen Gewerkschaften auf entschieden größere Schwierigkeiten gestoßen sind wie bei den sozialistischen. Das hängt mit der ganzen Eigenart der Bewegung zusammen, offenbar auch damit, daß die Bewegung zur Befreiung der flämischen Sprache von den christlichen Arbeitern der flämischen Provinzen eifrig gefördert wird, was ihnen von manchen Arbeitern der andern Landeshälfte verdacht wird. Ferner auch bildet das politisch sehr

zerklüftete Lütticher Gebiet ein stetes Hemmnis für die stärkere Vereinigung. Man hat hier wer weiß wie oft im Sinne einer Besserung angesetzt, ohne bisher viel zu erreichen.

Damit stehen wir von selbst vor der Notwendigkeit, uns mit einigen wichtigern Eigenheiten der belgischen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung zu befassen, die sie insbesondere von der deutschen Bewegung unterscheiden.

Von dem Augenblicke an, wo man mit der belgischen Arbeiterbewegung in innigere Berührung kommt, fällt in einigen hervorstechenden Einzelheiten der romanische Einschlag in dieser Bewegung auf. Hier gilt viel mehr, wie das in der deutschen Arbeiterbewegung der Fall ist, der Führer. Das erste, was in Deutschland gefragt wird, wenn Forderungen usw. aufgestellt werden, ist: Was hat derjenige, der diese oder jene Forderung aufstellt, hinter sich? In Belgien dagegen verschwindet, wie in den romanischen Ländern überhaupt, in der Öffentlichkeit dieser tatsächliche Rückhalt vor dem in den Vordergrund tretenden Führer. Allerdings ist es in Belgien, wenigstens in den flämischen Provinzen, nicht ganz so schlimm in dieser Hinsicht wie in Frankreich oder Italien. In diesen letztern Ländern ist die Erscheinung keine Seltenheit, daß man als deutscher Arbeiterführer mit Personen in Verbindung kommt, die in der Öffentlichkeit wer weiß welches Geräusch verursacht haben, und sieht man nachher etwas hinter die Kulissen, so muß man sich überzeugen, daß der Betreffende für kaum mehr als für sich selbst spricht, während man ihm vielleicht übertrieben starke Rückendeckung zuschrieb. Dieses Übertreibende ist für den Deutschen außerordentlich auffällig. Er ist gewohnt, auf eine Forderung meist erst dann zu achten, wenn er sozusagen den Schritt der Bataillone dahinter vernimmt. In den romanischen Ländern und auch großenteils in Belgien ist es damit ganz anders, woraus wohl die Schlußfolgerung zu entnehmen ist, daß die sogenannte öffentliche Meinung, wie sie namentlich in der Presse zum Ausdruck kommt, ganz anders arbeitet wie bei uns.

Damit hängt zusammen, daß es oft sehr schwer hält, in die eigentliche Stärke der Arbeiterbewegung einzudringen. Wohl weiß man, auch soweit Belgien in Betracht kommt, die Stärke der Mitgliederbestände. Der sorgfältigere Beobachter wird aber nach und nach gewahr, daß man in der Zählung dieser Mitgliederbestände durchaus nicht so genau und peinlich verfährt wie bei uns, wo, wenigstens in der Gewerkschaftsbewegung, nur das zahlende Mitglied als Vollmitglied gilt. In Belgien werden Tausende in den Listen mitge-

schleppt, die vielleicht niemals einen Beitrag bezahlt haben. Es wurde oben bereits hingewiesen auf die sozialistischen Bergarbeiter, die in der Gewerkschaftsbewegung mitgezählt werden, wiewohl sie nur von der sozialdemokratischen Partei abhängen. Ein dichter Schleier liegt aber vor allem über den finanziellen Verhältnissen. Es ist nicht möglich, selbst von den belgischen Gewerkschaften eine genaue finanzielle Statistik zu erhalten. Das hat, außer dem bereits erwähnten Grunde, daß nämlich viele Mitglieder ohne zu zahlen in den Listen mitgeführt werden, noch eine Reihe von andern Gründen. Vor allem denjenigen, daß die Mitgliederbeiträge im Verhältnis zu den deutschen meist überaus gering, ja geradezu kläglich sind. Beiträge, wie sie bei uns in den allerersten Anfängen der Arbeiterbewegung üblich waren, sind heute in der belgischen Arbeiterbewegung, trotzdem sie doch schon eine ganz ansehnliche Reihe von Jahren besteht, noch an der Tagesordnung. Dazu kommt noch, daß in der ganzen belgischen Arbeiterbewegung anscheinend vielfach mit den Geldern Schiebungen vorgenommen werden. So ist es ein öffentliches Geheimnis — es wurde bereits oben darauf hingewiesen —, daß beispielsweise die große Genter Genossenschaft des Sozialistenführers Anseele die sozialdemokratische Partei stark finanziell unterstützt.

Überhaupt ist die Verbindung mit dem politischen Leben in Belgien viel stärker als bei uns. Das hängt offenbar mit den ganzen Verfassungseinrichtungen und namentlich mit den Besonderheiten des parlamentarischen Regimes zusammen. Gewiß hat diese Art der Verfassung insofern einen Vorteil für die Arbeiterbewegung (vgl. auch das englische Beispiel), als die politischen Führer auf die Arbeiterbewegung größere Rücksicht zu nehmen gezwungen sind. Und so kann man beispielsweise die Beobachtung machen, daß selbst an den größern Festen der christlichen Gewerkschaftsbewegung in Belgien Minister teilnehmen. Dem gegenüber stehen aber recht bedenkliche Nachteile. Vor allem derjenige, daß leicht die Bewegung der politischen Streberei dienstbar gemacht zu werden droht. Wie leicht ist es, daß sich durch die so viele Wähler stellende Arbeiterbewegung Personen hinaufzuschwingen hoffen, die die Arbeiterbewegung nur als eine Brücke betrachten, sie also vollständig ihren persönlichen Strebereien dienstbar machen. In Frankreich sind ähnliche Erscheinungen längst üblich gewesen. (Vgl. die Fälle Briand, Millerand usw.)

Mit dieser Eigenart hinwiederum hängt eine andere Eigentümlichkeit der belgischen Arbeiterbewegung zusammen, nämlich ihr

partikularistischer Charakter. In Belgien überwiegt nicht, wie bei uns, die die ganze Nation umfassende Einrichtung, sondern mehr diejenige, die sich auf den Bezirk oder gar den Ort beschränkt. Schon eingangs wurde der Schwierigkeiten gedacht, welche der Ausbreitung der belgischen Gewerkschaftsverbände über das ganze Land und über die gesamten industriellen Berufe entgegenstehen. Es ist nur natürlich, daß sich die politische Streberei leichter an die Oberfläche drängen kann, wenn der Bereich, um den es sich handelt, ein kleiner und daher leicht zu beeinflussender ist. Selbstverständlich verliert die Arbeiterbewegung dadurch an Stoßkraft, aber auch an Großzügigkeit, an Einheitlichkeit und an Nachhaltigkeit der Beeinflussung des öffentlichen Lebens. Zugleich schwindet allzuleicht das Interesse der Mitglieder an der Kleinarbeit des täglichen Lebens. Es werden vor ihnen die blendenderen Aussichten der großen Politik eröffnet, was ihren Blick von der Arbeit des Alltags ablenkt. Auch das hat selbstverständlich wiederum seine Folgen, was vor allem in den Methoden der belgischen Arbeiterbewegung zum Ausdruck kommt.

Die belgische Arbeiterbewegung gehört zu denjenigen, die mit am meisten von der furchtbaren, aber sehr zweischneidigen Waffe des Generalstreiks, und zwar meist des Generalstreiks zu politischen Zwecken, Gebrauch gemacht haben. Seit 1886 haben allein vier große Generalstreiks aus einem solchen Anlaß stattgefunden. Der letzte, der im Jahre 1913 zur Erzwingung eines demokratischern Wahlrechts und zugleich zum Sturz der jetzigen Regierung stattfand, dürfte wohl noch in der Erinnerung sein. Er ist vollständig mißlungen, nicht zuletzt deshalb, weil die christlichen Arbeiter Belgiens es ablehnten, die in ihren Organisationen gelegenen Kräfte, die sie zur Verbesserung ihrer Lohn- und Arbeitsbedingungen gerade genug nötig haben, in politischen Experimenten sich nutzlos erschöpfen zu lassen. Sie wissen aber zugleich auch, welch verhängnisvollen Einfluß derartige Experimente auf die Methoden der Arbeiterbewegung haben. Die Leute sind während einer langen Zeit immer und immer wieder durch die Vorstellung eines bestimmten großen und in nächster Zeit erreichbaren Zieles aufgepeitscht worden. Sie gehen vielleicht mit größter Opferwilligkeit an die Sache heran. Kommt nun der Fehlschlag, so werden sie mißmutig und sind für die Kleinarbeit des Alltags überhaupt nur noch sehr schwer zu haben. Unter solchen Umständen tauchen jene verzweifelten Aushilfsmittel auf, die man nach französischer Art „Sabotage“ zu nennen pflegt. Es handelt sich dabei um ein Vorgehen,

um durch die Zerstörung von Arbeitsmitteln und ähnlichen Dingen den Arbeitgeber zu Zugeständnissen zu zwingen. Daß sich die Arbeiter mit solchen Methoden, die nach ihrer Meinung sofort und ohne lange mühevolle Vorarbeit zum Ziele führen, selbst am meisten in die Finger schneiden, will man allzuoft nicht einsehen. Es ist ein Verdienst der christlichen Arbeiterbewegung Belgiens, von allen derartigen Treibereien so weit wie möglich und mit größter Entschiedenheit abgerückt zu sein.

Weil sich an dem Generalstreik vom Jahre 1913 die Eigenheiten der belgischen Arbeiterbewegung in der Praxis als an einem Schulbeispiel dartun lassen, sei noch etwas näher darauf eingegangen. Jener Generalstreik fällt zunächst dadurch auf, daß er von Gewerkschaften geführt wurde, ohne doch einen gewerkschaftlichen Ausgangspunkt oder ein gewerkschaftliches Ziel zu haben. Der Streik war rein politischer Natur und bezweckte, wie gesagt, im letzten Grunde, der in Belgien am Ruder befindlichen parlamentarischen Regierungsmehrheit die Macht zu entziehen, um sie den vereinigten Sozialisten und Liberalen zuzuführen. Ein belgisches Gewerkschaftsblatt, das Organ der belgischen Glasarbeiter im wallonischen Bezirk Charleroi, das sich „Revanche des Verriers" („Die Revanche der Glasarbeiter") nennt, hat diese Zusammenhänge mit bitterm Hohn zugegeben und die ganze Aktion als hübschen Stoff zu einer Burleske bezeichnet. „Die Oppositionsparteien werden den Streik auf sich nehmen, weil sie nach der Regierungsmacht streben, nichts mehr und nichts weniger. Für sie ist das allgemeine Wahlrecht nur von geringer Bedeutung in dieser Sache, während die Regierungsmacht alles ist . . Nur die naiven Arbeiter sehen nicht ein, daß sie in diesem Spiele immer die Opfer sind . . . ."

Der Streik brach aus am 14. April. Die Zahl der Streikenden hat nach sehr genauer, auf amtlichen Quellen beruhender Schätzung die Ziffer von 250 000 bis 300 000 nicht überschritten. Es wurde also nicht ein Drittel der 985 000 Mann starken industriellen belgischen Lohnarbeiterschaft mitgerissen. Die übergroße Mehrheit der Streikenden entfällt auf die wallonischen Provinzen, und zwar in der Hauptsache auf die Kohlengräber. Im flämischen Teile war die Arbeitsruhe zum Teil von geradezu winzigem Umfange. Dieses Ergebnis, dessen Bedeutung mit allen Mitteln der Rhetorik zu steigern versucht wurde, hat die Generalstreikanhänger offenbar enttäuscht. Um so mehr, als es trotz allen Druckes nicht gelang, die Zahl der Streikenden merklich zu erhöhen; dieselbe ging im Gegenteil stellenweise von Tag zu Tag mehr zurück. Dieses schlechte Er-

gebnis ist auch ein Hauptgrund gewesen für die schnelle, nach zehn Tagen bereits erfolgende Beilegung des Streiks.

Man muß bei der Gesamtbeurteilung folgendes im Auge behalten, um der Eigenart der Bewegung in vollem Maße gerecht zu werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die liberalen Freunde der Wahlrechtsänderung doch noch in größerm Umfange den Streik unterstützt haben würden, wenn sich von vornherein eine überwältigende Mehrheit der Arbeiter auf die Seite des Streiks gestellt hätte. In dem Augenblick, wo sich nicht einmal ein Drittel der Arbeiter für den Streik erklärte, war es mit der liberalen Unterstützung ein für allemal vorbei. Die Tagespresse hat damals wiederholt gemeldet, daß die Liberalen trotzdem einige Geldmänner zur Unterstützung der Streikenden fanden; darunter waren aber sehr zweifelhafte Elemente, wie der Spielhöllenbesitzer Marquet, der noch kurze Zeit vorher selbst von den Sozialisten heftig bekämpft worden war. Bei allem darf nicht außer Betracht gelassen werden, daß der Streik fast ein Jahr vorbereitet gewesen war. Dazu kommt, daß sich manche liberale Industriellen aus Freundschaft zu den Sozialisten noch dadurch in den Dienst des Streiks stellten, daß sie ihre ganze Arbeiterschaft einfach zur Arbeitsruhe zwangen. Nun waren aber im Jahre 1902 gar keine Streikvorbereitungen getroffen worden; und trotzdem war damals die Zahl der Streikenden genau so groß wie diesmal, trotz der jetzigen Vorbereitung und der liberalen Unterstützung.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß sich die Liberalen um ihres eignen Ansehens willen nicht nur gegen die Weiterführung des Streiks erklärten, sondern einen starken Druck auf die Sozialisten ausübten, um den Streik so bald wie möglich und um jeden Preis abzubrechen. Dazu kam noch, daß, wenn auch der Streik im großen und ganzen in einer in Belgien immerhin bemerkenswerten Ruhe verlief, sich immer mehr Anzeichen bemerkbar machten, die zu dem Schlusse drängten, daß der Übergang des Streiks in einen revolutionären Putsch nur mehr eine Frage von Tagen, wenn nicht von Stunden sei. Das Brüsseler Blatt „Le XXe Siècle" hat eine ausführliche Liste von Sabotageversuchen von zum Teil sehr gravierender Art gebracht. Danach bereitete sich auch diesmal wieder eine Stimmung vor wie im Jahre 1902, wo das Dynamit eine nicht geringe Rolle spielte, so daß die sozialdemokratische Partei plötzlich den Streikabbruch dekretieren mußte, damit nicht ihre Sache sich noch mehr um jeden Kredit bringe, als es bereits geschehen. Genug: es mußte um jeden Preis der rettende Strohhalm gefunden werden. Und das geschah denn auch, nämlich in der Weise, daß eine

Erklärung des Ministerpräsidenten vom 12. März 1913, die an sich durchaus unverbindlich war und für das Streikobjekt eigentlich gar nichts besagte, zum Gegenstand einer Tagesordnung gemacht wurde. Diese Tagesordnung nahm die Kammer einstimmig an, mit Ausnahme des zweiten Teiles, in dem der politische Streik verurteilt wird, weshalb die Sozialisten natürlich gegen diesen zweiten Teil sich aussprachen. Im übrigen benutzten die sozialistischen Führer die so zustande gekommene Tagesordnung, um den Streikenden die Wiederaufnahme der Arbeit zu empfehlen. Tatsächlich fand sich dafür eine Mehrheit unter den Arbeitern, wenn auch offen eingestanden wurde, daß man nichts erreicht habe — und so kam es nach zehntägigem Streik zur Wiederaufnahme der Arbeit. Destrée, der mit Vandervelde und Anseele zum Streikkomitee gehörte, sagte von dem Streikergebnis: „Morgen wird jedermann den Sieg verkünden: die Klerikalen werden sagen, daß sie nichts zugestanden haben, die Liberalen, daß sie (durch Einbringung der besagten Tagesordnung) den öffentlichen Frieden sicherten, und die Sozialisten, daß die Verfassungsrevision auf dem Marsche sei . . . . Die Sozialisten haben kein bestimmtes Versprechen in bezug auf diese Revision erhalten . . . Sie (die Regierung) hat ausdrücklich erklärt, daß sich die Kommission auf das kommunale und provinziale Wahlrecht zu beschränken habe." Mit einem Worte: Es ist nichts, aber auch gar nichts erreicht worden, indem es sich bei der laut oben erwähnter Tagesordnung einzusetzenden Kommission nicht einmal um eine parlamentarische Kommission handelte. Und dabei wird sogar in der Tagesordnung, dem „Ergebnis" des Streikes, der politische Streik verurteilt!

Um nochmals das Charakteristische an dieser belgischen Bewegung kurz zusammenzufassen: Es handelte sich um eine rein politische Bewegung, mit der die Gewerkschaften, welche sie durchführten, nicht das geringste zu tun hatten. Die Bewegung stützte sich auf geldgebende Großindustrielle, wurde zum Teil mit deren Hilfe eingeleitet und durchgeführt. Der Abbruch des Streiks erfolgte auf einen bedrohlichen Druck der Industriellen hin. Diese hatten nicht etwa das Wohl der Arbeiter im Auge, sondern zusammen mit sozialistischen Führern der Bewegung politische Streberei, indem sie die Regierungsmacht an sich reißen wollten. Somit haben also die Gewerkschaften nichts weiter getan, als den mißlungenen Versuch unternommen im Interesse einer Handvoll politischer Streber, die zum Teil Großindustrielle waren, zum Schaden der Volkswirtschaft ihres Landes und mit sehr großen materiellen Opfern für sich selbst, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Insofern ist es berechtigt, wenn der belgische General-

streikversuch in die Reihe der gewerkschaftlichen Skandale eingereiht wird. Jedenfalls aber gewährt er einen tiefen Einblick in die belgische Arbeiterbewegung und beweist, was einer reinen Gewerkschaftsbewegung in Belgien noch zu tun übrig bleibt, wenn die ganze Arbeiterbewegung nicht in den Sumpf geraten soll.

Noch einer Eigenart der belgischen Arbeiterbewegung ist schließlich zu gedenken, nämlich ihrer verhältnismäßig geringen Erfolge auf dem Gebiete der Sozialpolitik. Zwar hat Belgien bereits 1851 den ersten Schritt von größerer Tragweite auf diesem Gebiete getan, nämlich mit seinem Gesetz über die Versicherung der Arbeiter gegen Invalidität. Es verschaffte den privaten Versicherungseinrichtungen eine staatliche Rückversicherung, um das Vertrauen auf sie zu festigen. Trotzdem aber blieb die Fürsorge für den notleidenden Arbeiter nach wie vor grundsätzlich eine Pflicht der Selbsthilfe der Arbeiterschaft und der Beihilfe des Arbeitgebers. Seitdem hat sich noch recht wenig geändert, wenn man etwa von der in den letzten Jahren zustande gekommenen Gesetzgebung über die Altersversicherung der Bergarbeiter absieht. Im großen und ganzen ist Belgien sozialpolitisch recht rückständig, und es ist selbst in der christlichen Arbeiterbewegung, die unmittelbar vor Kriegsausbruch sich mit dem Entwurf einer groß angelegten sozialen Gesetzgebung befaßte, nur mit knapper Not und unter den unablässigen Bemühungen einiger überzeugter Sozialpolitiker in den eignen Reihen der christlichen Arbeiter gelungen, eine knappe Mehrheit für das staatliche Eingreifen zu erzielen. In Belgien lebt eben noch die alte Auffassung von der Freiheit des einzelnen gegenüber dem Eingreifen des Staates: die altliberale Auffassung. Diese Auffassung ist auf katholischer Seite auch in anderer Weise sehr hinderlich. Die Organisatoren klagen immer wieder darüber, daß einer der Hauptgründe für ihre vielen Mißerfolge bei der Organisationsarbeit dieser sei: Wenn wirklich, so antworten ihnen die von ihnen umworbenen Arbeiter oft genug, wir in Not geraten sollten, dann bedürfen wir eurer Organisation doch nicht, denn es sind immer wieder gute Leute vorhanden, die uns durchfüttern. In einer so reichen Stadt wie Antwerpen gibt es Hunderte, die sich jedes Jahr auf diese Weise durch die Wohltätigkeit guter Menschen durchschleppen lassen und das Entwürdigende ihrer Lage gar nicht empfinden.

Alles in allem: man kommt in eine ganz andere Gedankenwelt hinein, wenn man als Deutscher sich mit der belgischen Arbeiterbewegung befaßt. Es sind viele und tüchtige Kräfte in dieser Be-

wegung tätig. Es gibt vor allem eine Reihe sittlich hochstehender und ernstgerichteter Männer, die alles mögliche in Bewegung setzen, um die Sache vorwärts zu bringen. Für den Deutschen ist es oft unglaublich, welche Mittel angewandt werden, um Agitatoren freizustellen, wie da Lotterien veranstaltet, kinematographische Aufführungen und Lichtbildervorführungen eingerichtet werden, wie ferner die Mittel der Genossenschaftsbewegung (Brotbäckerei u. dgl.) ausgenutzt werden, um guten Kräften eine freie Existenz zu verschaffen, damit sie sich der Bewegung ganz zur Verfügung stellen können. Darum ist trotz allem die Hoffnung berechtigt, daß aus dieser Bewegung, wenn das Land einmal in politisch ruhigere Bahnen gelenkt werden kann, noch etwas Gedeihliches für die Arbeiterwelt wird. Eine gewisse Anpassung an die belgische Gedankenwelt wird immer wohl die Einrichtungen der Bewegung in manchen Einzelheiten anders gestalten wie in Deutschland. Aber das tut es ja nicht. Vielgestaltig wie das Leben ist, kann auch das Bemühen der Arbeiterschaft um ihren Fortschritt sein. Wenn nur der gute Wille vorherrscht und das Streben in uneigennützig gesinnten Herzen nie erlahmt!

Französische Literatur in Belgien

Hubert Effer (Düsseldorf)

Einleitung

Die Bildung und Entwicklung einer einheitlichen, nationalen belgischen Literatur hatten wegen der sprachlichen Sonderstellung Belgiens von jeher mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Wallonen und Flamen standen sich auf literarischem Gebiete stets schroff gegenüber, und der nachhaltige Einfluß, den Frankreich zu allen Zeiten auf die südlichen Niederlande ausgeübt hat, verschaffte hier dem französischen Element allmählich immer größere Verbreitung und allgemeine Anerkennung auf Kosten des immer mehr unterdrückten Flamentums. Heute wird die Unhaltbarkeit der in Belgien herrschenden literarischen Zustände von den Flamen mehr als früher empfunden. Die Vertreter der flämischen Bewegung, bekannt unter dem Spitznamen „Flamingants", verlangen Unterricht und Schrifttum in niederländischer Sprache, wohingegen die „Wallonisants" fortfahren, ihren Kindern eine rein französische Erziehung zu geben, und auch der seit lange erstrebten Umformung der Genter Hochschule in eine rein niederländische Universität ablehnend gegenüberstehen. Es kommt hinzu, daß die französisch schreibenden Literaten zum großen Teil Flamen sind und ihrer Heimat und Herkunft eine wertvolle Eigenart verdanken, die aber nicht zur Geltung kommt, weil für die meisten Paris der mächtige Anziehungspunkt bleibt, dem die besten Künstler, z. B. Maeterlinck und Rodenbach, ihre guten heimatlichen Eigenschaften zum Opfer bringen. Heutzutage schätzt man in Belgien Bücher nur dann, wenn sie den Verlagsstempel Paris tragen; es ist daher kein Wunder, daß die Schriftsteller ihre Erzeugnisse dort unterzubringen sich bestreben. Die Ursache dieses unerfreulichen Zustandes liegt, wie der Belgier Ombiaux in seiner literarischen Denkschrift hervorhebt, zunächst in der bisherigen Geringschätzung des heimischen Schriftstellertums durch den belgischen Staat. Sodann herrscht beim Publikum aus Unkenntnis eine große Gleichgültigkeit gegen das wirklich

nationale Schrifttum. Besser gestellt und gewürdigt sind die Dichter, die sich der sogenannten Weltliteratur zugewandt haben. Dies zeigt das Beispiel Maeterlincks seit dem Erscheinen von »Monna Vanna«.

Infolge ihrer Lage zwischen Deutschland und Frankreich sowie ihrer frühern Zugehörigkeit zu diesen beiden Reichen haben die Niederlande jahrhundertelang deren Einfluß empfunden. Keine bedeutende politische Umwälzung, keine mächtige Geistesbewegung hat es zwischen Elbe und Pyrenäen gegeben, deren Rückschlag sich nicht in den Niederlanden fühlbar gemacht hätte. Ihre Kultur, eine Mischung von Germanismus und Romanismus, weist einen zusammengesetzten Charakter auf, der ihr eine besondere Originalität und ein hohes Interesse verleiht.

Unter den einzelnen Provinzen Belgiens sind überwiegend flämisch Ost- und Westflandern, Antwerpen (über 92 Prozent), Limburg und Brabant. Das flämische Gebiet umfaßt den fruchtbarern und reichern Teil Belgiens; ihm gehören die altberühmten belgischen Städte an mit einem noch durchaus tüchtigen niederdeutschen Volksleben. Das Wallonenland, der südliche Teil Belgiens, bildet ungefähr ein gleichseitiges Dreieck, dessen Grundlinie, von Mons bis Longwy, sich an Frankreich lehnt, und dessen beide Schenkel, die über Lüttich zusammentreffen, von deutschem Gebiet umschlossen sind. Wegen dieser in Deutschland gleichsam eingetriebenen Gestalt heißt es der „Wallonische Keil".

Die Romanisten unterscheiden in dem französisch redenden Teile Belgiens zwei verschiedene Dialekte: 1. den in den heutigen Provinzen Lüttich, Luxemburg und Namur, im Osten von Hennegau und im Süden von Brabant gesprochenen wallonischen, 2. den im Westen des Hennegaus, in Wallonisch-Flandern und in der Grafschaft Artois verbreiteten pikardischen Dialekt. Diese Dialekte werden noch heute vom Volke in den Städten sowie namentlich auf dem Lande gesprochen. Als Sprache des Umgangs der gebildetern Stände, der Staatsbehörden und des höhern und mittlern Unterrichts hat bis jetzt das Französische die Oberherrschaft behalten.

Diese Tatsache wird auch durch die geistigen Erzeugnisse auf literarischem Gebiete bestätigt. Schon in den ältesten Zeiten tritt ein Vorwiegen des romanischen Elements in den südlichen Niederlanden deutlich zutage, was auf die mächtige Einwirkung der nach dem alten Gallien verpflanzten römischen Kultur zurückzuführen ist. Die ältesten literarischen Erzeugnisse auf gallischem Boden gehören in den Bereich der römischen Literaturgeschichte. Die ersten

christlichen Schriftsteller bedienen sich ebenfalls in ihren Werken der lateinischen Sprache. Doch schon im 6. Jahrhundert verbreitet sich neben der inzwischen zum „barbarischen Latein" ausgearteten Schriftsprache der Mönche das Galloromanische als allgemeine Volkssprache, die, eine Vorläuferin des Französischen, sich aus dem von keltischen und germanischen Elementen beeinflußten „Vulgärlatein" gebildet hat. Schon unter der Herrschaft der Merowinger wird das Vorhandensein von galloromanischen Liedern durch den Bischof Gregorius von Tours ausdrücklich bezeugt. Unter Karl dem Großen blühte die lateinische Bildung wieder auf, was für die Entwicklung der galloromanischen Volkssprache nicht günstig war. Aber das praktische Interesse der geistlichen Erbauung und des Unterrichts veranlaßte einzelne Kleriker, Gedichte in der galloromanischen Sprache zu schreiben, welche das Leiden Christi und die Lebensgeschichte von Heiligen behandelten. Von dieser Klerikerliteratur ist das älteste erhaltene Zeugnis die Sequenz von der heiligen Eulalia. Dieses älteste Sprachdenkmal der französischen Literatur ist im Kloster St. Amand aufgefunden worden und wurde um das Jahr 880 von einem unbekannten Dichter verfaßt.

Nach den großen territorialen Umgestaltungen, welche die Niederlande durch die Verträge von Verdun und Meersen erfuhren, blieb die geistige Betätigung ebenfalls auf die Klöster beschränkt, und die zahlreichen literarischen Erzeugnisse des 10. und 11. Jahrhunderts — Heiligenlegenden, Chroniken von Klöstern, Lebensbeschreibungen hervorragender Bischöfe — sind in lateinischer Sprache geschrieben. Um diese Zeit waren die Kapitelschule von St. Lambert in Lüttich und die Klosterschule in Tournai hervorragende Pflanzstätten der Wissenschaften.

Mit dem 12. Jahrhundert beginnt in den südlichen Niederlanden die Vorherrschaft Frankreichs, die unter Philipp August den Höhepunkt erreicht. Die Grafschaften Flandern und Hennegau, das Herzogtum Brabant geraten immer mehr in Abhängigkeit von Frankreich, und in den Niederlanden ist überall eine fortschreitende Verbreitung der französischen Sprache zu beobachten. Bemerkenswert ist hierbei die Tatsache, daß die bisherige Vulgärsprache sich jetzt zu einer bedeutenden Literatursprache entwickelt hat. An den Höfen der belgischen Fürsten finden Dichter willkommene Aufnahme, und auch vom Adel und der Bürgerschaft wird die französische Dichtkunst eifrig gepflegt. Pirenne sagt in seiner „Geschichte Belgiens" über die Blüte der französischen Poesie in den südlichen Niederlanden im 12. und 13. Jahrhundert: „Die ganze romanische Literatur

Flanderns, Brabants und Hennegaus ist nicht aus Frankreich eingeführt worden; sie bedient sich des pikardischen Dialekts und beansprucht stolz ihre Unabhängigkeit neben der Literatur des eigentlichen Frankreichs."

Im 15. Jahrhundert erfuhr die französische Poesie unter den kunstliebenden Herzögen von Burgund vielseitige Förderung und Entwicklung, und in Frankreich ahmen später die Dichter sogar die burgundischen Vorbilder nach.

Von 1600—1800 herrscht in den südlichen Niederlanden eine literaturlose Zeit. Die religiösen Zwistigkeiten und vor allem auch die häufig wechselnden Verhältnisse auf politischem Gebiete erklären zum größten Teil jene geistige Erstarrung, aus der sich das belgische Volk bis zum Anbruche des 19. Jahrhunderts nicht wieder erheben sollte.

Nach dieser allgemeinen Übersicht über die frühern Literaturperioden sollen im folgenden die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Literatur in Belgien besprochen werden.

Die französische Literatur in Belgien von 1830 bis zur Gegenwart. Die Blütezeit seit 1880

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts — gewöhnlich wird das Jahr 1880 als Anfang der literarischen Blüte angenommen — ist in Belgien ein mächtiger Aufschwung auf allen Gebieten des Geisteslebens zu beobachten, der sich nicht wie bisher auf einzelne Vertreter der gelehrten Stände beschränkt, sondern auch das Interesse eines großen Kreises von Literaturfreunden geweckt hat. Eine nicht geringe Anzahl von Schriftstellern und Dichtern von Beruf tritt jetzt auf, deren Werke auch über die Grenzen Belgiens hinaus gebührende Anerkennung gefunden haben. Beachtenswert ist hierbei die Tatsache, daß diese allgemeine geistige Bewegung in Belgien sich schon kurze Zeit nach Beendigung des Deutsch-Französischen Krieges bemerkbar macht; denn damals wurde die Aufmerksamkeit der Belgier auf das mächtig emporblühende Deutschland und seine großen Dichter und Denker gelenkt. Der nun beginnende Romantismus wirkte befruchtend auf alle Erzeugnisse der belgischen Literatur. Eine Reihe von gut redigierten literarischen Zeitschriften, wie z. B. »La Jeune Belgique«, »La Société Nouvelle«, »La Wallonie« und neuerdings die von Maurice Wilmotte geleitete »Revue de Belgique« und die von Woeste herausgegebene »Revue générale«, förderten die geistigen Bestrebungen. Außerdem wirkten einflußreiche Männer, wie Camille Lemonnier, Edmond

Picard, Max Waller, Emile Verhaeren, Albert Giraud, Iwan Gilkin, Maurice Maeterlinck u. a., durch Wort und Schrift anregend auf alle Gebildeten und ermunterten die junge Schriftstellerwelt. Bibliotheken und Lesehallen wurden von jetzt an fleißig besucht, und die Zahl der Abonnenten wissenschaftlicher Zeitschriften erreichte in den letzten Jahren eine beträchtliche Höhe.

Die Übergangszeit von 1830 bis 1880, in welcher sich die durch Errichtung eines selbständigen belgischen Königreichs neugeschaffenen Verhältnisse des Landes immer mehr gefestigt haben, hat auf literarischem Gebiete noch wenig aufzuweisen; doch können zwei Schriftsteller jenes Zeitraumes als würdige Vorläufer der literarischen Blüte bezeichnet werden; es sind: Charles de Coster und Camille Lemonnier.

1. Die Romanschriftsteller

Unter den mannigfachen Erzeugnissen der modernen französischen Literatur in Belgien nimmt der Roman die erste Stelle ein; denn kein anderes Gebiet geistigen Schaffens hat in den letzten Jahren eine solche Fülle von Schriftstellern hervorgebracht. Zwar sind verschiedene Romandichtungen schon in früherer Periode entstanden: wir erinnern an Promenade à Tervueren von de Staſſart, an Le Gueux des bois und Le Gueux de mer von Moke, doch sind diese nur schwache Versuche, und erst in der neuesten Zeit kann in Belgien von einer bedeutenden Romanliteratur die Rede sein.

Charles de Coster ist der älteste und zugleich der hervorragendste ihrer Vertreter; er wurde in Belgien der Schöpfer des historischen Romans, dessen Stoff dem heimatlichen Boden entstammt. de Coster wurde 1827 in München geboren; sein Vater war Intendant beim Grafen Charles Mercy D'Argenteau. Nach Belgien übergesiedelt, bekleidete er verschiedene Stellungen; zuletzt war er Professor der allgemeinen Literatur an der Kriegsschule in Brüssel. Im Jahre 1857 erschienen seine »Légendes flamandes«, eine Sammlung von Erzählungen, deren Stoffe größtenteils den flämischen „Balladen" und Fabliaux des Mittelalters entlehnt sind. Um Begebenheiten und Personen möglichst den mittelalterlichen Verhältnissen anzupassen, hat de Coster in diesem Werke sich der Ausdrucksweise des 16. Jahrhunderts bedient, die, infolge eifrigen Studiums der Schriften von Rabelais und Montaigne, für ihn eine zweite Muttersprache geworden war. Seine »Contes brabançons« (1861), Erzählungen ähnlicher Art, sind in modernem Französisch verfaßt.

In seinem Meisterwerk La Légende de Thyl Ulenspiegel wendet er wieder jene altertümliche Sprache an. Dieser geschichtliche Roman, »la bible nationale«, gehört zu den hervorragendsten Schöpfungen der französischen Literatur Belgiens.[1]) Die Handlung dieses Romans spielt in der Zeit der religiösen Kämpfe, als Philipp II. von Spanien über die Niederlande herrschte. Ulenspiegel, zu dem unser deutscher „Eulenspiegel" zum Teil das Vorbild lieferte, der wallonische »Jean de Nivelles, führt lange Zeit an der Seite seiner treuen Gefährtin Nèle ein lustiges Leben voller Streiche, bis eines Tages sein Vater Claes wegen Ketzerei auf dem Scheiterhaufen verbrannt wird. Von diesem Augenblick an stürzt sich Ulenspiegel, um den Tod seines Vaters zu rächen, in die politischen und religiösen Kämpfe des 16. Jahrhunderts, welche in den lebhaftesten Farben geschildert werden. Zum »Gueux des bois« geworden, nimmt Ulenspiegel an allen Verschwörungen teil, die gegen König Philipp und Herzog Alba angezettelt werden, und auch an den erbitterten Kämpfen, die schließlich den Sturz Philipps II. und die Unabhängigkeit der nördlichen Niederlande herbeiführen. Mit der Darstellung der geschichtlichen Begebenheiten verbindet de Coster eine naturgetreue Beschreibung der landschaftlichen Schönheiten Altflanderns, seiner Sitten und Gebräuche. Er läßt uns teilnehmen an flämischen Volksfesten (Kermesses), ohne die dabei üblichen Ausschweifungen zu verschweigen, was ihm Gelegenheit zu moralischen Betrachtungen gibt. Philosophie, Geschichte, Sage, Kunst, Volksdichtung, alles ist in de Costers Thyl Ulenspiegel in meisterhafter Weise zu einem harmonischen Ganzen vereinigt. Mit großer Sorgfalt hat de Coster sein Lebenswerk ausgearbeitet, das seine Tätigkeit fast zehn Jahre in Anspruch nahm. Seine Zeitgenossen haben diese hervorragende literarische Schöpfung kaum gewürdigt. Sie ist übrigens hie und da von Parteigeist stark beeinträchtigt. Nur von wenigen gekannt, starb de Coster im Jahre 1897 im größten Elend; er wurde in Ixelles bei Brüssel bestattet.[2])

Eine ganz andere Richtung in der Romanliteratur verfolgt Camille Lemonnier, der 1835 zu Ixelles geboren wurde. Er gehört zur Schule Zolas und zeichnet sich durch kraftvollen Stil und kunstvolle Sprache aus. Seine naturalistischen Romane überbieten zum Teil Zola in der Gewagtheit der Stoffe und in der Frei-

---

[1]) Les Aventures de Thyl Ulenspiegel, illustrées par Wauters, éditées par Delepierre, 1840, Société des beaux-arts, Bruxelles.

[2]) Neuerdings ist das Andenken an de Coster durch Errichtung eines Denkmals in Ixelles geehrt worden; es stellt die Hauptpersonen aus „Thyl Ulenspiegel" dar.

heit der Darstellung. Von seinen zahlreichen Romanen, deren Stoffe meist dem Leben der niedern Stände entnommen sind, seien erwähnt: Nos Flamands (1869), Paris-Berlin (1871), Contes flamands et wallons (1873), Un coin de village (1879), Les Charniers (1881), durch die Schlacht bei Sedan veranlaßt, Un Mâle (1881), Le Mort (1882), Thérèse Monique (1882), Les Concubins (1885), Happe-Chair (1886), das von den Franzosen als eine Nachahmung von Zolas Germinal bezeichnet wird, und L'Enfant du crapaud (1889). Der Inhalt des letztgenannten Romans erregte einen solchen Anstoß, daß Lemonnier wegen Verletzung guter Sitte angeklagt wurde. Und derselbe Verfasser schreibt reizende Bücher für Kinder: Bébés et joujoux (1880), Comédie de jouets, recueil de jouets enfantins (1888). In den Jahren 1891 bis 1893 erschienen: Dames de volupté, La Fin des Bourgois und Claudine Lamour. Außerdem hat Lemonnier verschiedene Abhandlungen über Malerei und eine Beschreibung seines Vaterlandes, La Belgique (1887), veröffentlicht; letztere beruht auf eindringenden Studien und ist namentlich archäologisch bedeutend. Lemonnier hat auf die modernen belgischen Schriftsteller einen großen Einfluß ausgeübt; insbesondere hat die Art seiner Darstellung viele Nachahmer gefunden.

Wie de Coster, so ist auch Georges Eekhoud in seinen »romans poldériens« ein begeisterter Verehrer des flandrischen Landes und seiner in Sitten und Gebräuchen urwüchsigen Bevölkerung; doch kommen bei Eekhoud die gegenwärtigen Verhältnisse Flanderns in Betracht. Die öden Landstriche der Campine, wo auf weiten Strecken nur wenige vereinzelt liegende Dörfer anzutreffen sind, bilden den Schauplatz, auf dem sich seine Romane (Kermesses) abspielen, und ihre bäuerlich-derben Bewohner mit ihren Tugenden und Lastern sind die handelnden Personen. Mit Vorliebe schildert Eekhoud solche, die sich als »Outlaws« gegen die von der modernen Gesellschaft gezogenen gesetzlichen Schranken auflehnen. Seine Sprache ist ganz eigenartig: sie ist kraftvoll und vor allem reich an Neologismen. Eekhoud, 1854 in Antwerpen geboren, ist unstreitig ein feiner Beobachter und gründlicher Kenner der flandrischen Landbevölkerung. Seine bekanntesten Werke sind: Myrtes et Cyprès und Zigzags poétiques (1877 bis 1878), zwei Gedichtsammlungen; Kees Doorik (1884), Kermesses (1885), Nouvelles Kermesses (1887), La Nouvelle Carthage (1888—1890), in welchem das Großstadtleben in Antwerpen geschildert wird; Les Fusillés de Malines (1891). Dazu kommen noch verschiedene Abhandlungen, z. B. über Henr. Conscience, Shakespeare u. a.

Unter den bereits genannten Männern, die sich um die Belebung und Förderung der literarischen Bestrebungen in Belgien verdient gemacht haben, hat sich Edmond Picard ganz besonders ausgezeichnet. Er wurde 1836 in Brüssel geboren. Als hervorragender Rechtsgelehrter, berühmter Anwalt und guter Literat genießt Edmond Picard in Belgien allgemeine Hochachtung und Wertschätzung. Seine zahlreichen Schriften juristischen Inhalts, unter denen das umfangreiche Werk »Les Pandectes belges« (1878—1886, 20 Bände) das bedeutendste ist, ließen dem rastlos tätigen und vielseitigen Manne doch noch Zeit, seine Kräfte der Pflege der französischen Literatur zu weihen und auf diesem Gebiete als Nestor eine führende Rolle zu übernehmen. Die nach ihm benannte »Académie Picard« in Brüssel ist seine Schöpfung. Er verfaßte eine ansehnliche Reihe von Romanen, Erzählungen, Dramen und literarischen Abhandlungen. Von erstern sind dem Gerichtsleben entnommen: Paradoxe sur l'avocat (1879), La Forge Roussel (1880), La Veillée de l'huissier (1881), L'Amiral (1883), Mon oncle le jurisconsulte (1884); ferner schrieb er drei Reiseerzählungen: En Congolie, El Moghreb al Aska, im Anschluß an eine belgische Mission in Marokko verfaßt, und Monseigneur le Mont-Blanc. Sein Buch »Confitéor« enthält manche beherzigenswerte Worte über den Patriotismus und die Pflege der patria belgica.

Als Mitbegründer und späterer Leiter der literarischen Zeitschrift »La Jeune Belgique« hat der leider zu früh gestorbene Max Waller namentlich auf die jüngern Schriftsteller neuester Zeit einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Er hat sich mit verschiedenen Gattungen der Poesie beschäftigt, doch haben hauptsächlich seine Romane ihm einen Namen in der französischen Literatur seines Landes verschafft. Von diesen sind die bekanntesten: La Vie bête (1883), Lysiane de Lysias (1885), und der erst nach seinem Tode veröffentlichte Roman Daisy (1890), sein bestes Werk, welches er in England während eines Landaufenthalts in der Nähe von Hastings schrieb. Den bekannten englischen Landschaftsmaler Turner hat Waller zum Helden seiner Erzählung gemacht; doch ist der Inhalt größtenteils freie Erfindung des Dichters. Turner tötet durch einen unglücklichen Zufall auf der Jagd Joe, den Bruder seiner Braut Daisy. Von Schmerz hierüber erfüllt, meidet der von Schwermut befallene Maler die Nähe der Unglücksstätte und getraut sich nicht mehr, seine Geliebte Daisy wiederzusehen, die, von Gram verzehrt, allmählich hinsiecht. In der schweren Melancholie, die bei Daisy zum Ausdrucke kommt, sind die trüben Vorahnungen Wallers von

seinem bevorstehenden Tode deutlich zu erkennen; denn sein tragisches Geschick hatte das freie, fröhliche Auge für die Sonnenseite des Lebens etwas verschleiert. Der frühzeitige Tod Wallers wurde von allen Literaturfreunden Belgiens betrauert. Außer den genannten Erzählungen verfaßte Max Waller noch zwei unbedeutende Dramen und verschiedene Abhandlungen, z. B. Le Faust de Goethe, Le Théâtre de la Monnaie; sehr geschätzt wird seine Kritik über den amerikanischen Dichter Edgar Poe. — Eugéne Demolder zeigt in gewisser Hinsicht Geistesverwandtschaft mit Camille Lemonnier, doch ist er nicht bloß, wie dieser, Naturalist, sondern zugleich Mystiker. In seinen anmutigen Erzählungen »Le Coeur des Pauvres« erregt er beim Leser Gefühle des Mitleids und in »La Véridique Histoire du Grand Saint Nicolas« stellt er gleichsam in kindlicher Einfalt die Wundertaten des hl. Nikolaus dar, während in seinen »Contes d'Yperdamme« und in »Le Jardinier de la Pompadour« die realistische Seite des Lebens in starken Farben aufgetragen wird. Wie Emilie Verhaeren in einer Kritik über Demolder hervorhebt, erinnern einzelne Szenen aus den Contes an Gemälde von Breughel und Teniers.

Die bisher erwähnten Romanschriftsteller gehören den flämischen Landesteilen Belgiens an; sie alle haben, wie Demolder, die Eigentümlichkeit, in ihren Darstellungen, an Stelle von Beschreibungen oder Schilderungen, Gemälde zu liefern Aber auch auf wallonischem Boden ist in den letzten Jahren eine Fülle von Romanen und Novellen entstanden. Als Verfasser von Erzählungen seien hier vor allen genannt: Louis Delattre, Maurice des Ombiaux, Hubert Krains und Paul André. In seinen »Contes de mon village« und »Marionnettes rustiques« erzählt Delattre in schlichter, aber recht ansprechender Weise alltägliche Vorkommnisse, wie sie sich in wallonischen Dörfern abspielen. Seine Naturschilderungen haben einen eigenartigen Reiz. — Abweichend von Delattre, haben des Ombiaux und Krains die landschaftlich weniger schönen Gebiete des wallonischen Landes zum Schauplatze ihrer Erzählungen gemacht. Des Ombiaux beschreibt die Gebiete des rauhen, aber industriereichen Hennegaus, und in seinen Romanen »Têtes de houille«, »Nos Rustres«, »Contes d'entre Sambre et Meuse« u. a. erweist er sich als treuer Beobachter der Sitten und Gebräuche seiner wallonischen Landsleute. Ähnlichen Inhalts sind die Amours rustiques und Le Pain noir von H. Krains. — Von der heitern Sonne des Optimismus erhellt sind die Erzählungen von Paul André; dies bekunden seine »Vieilles Amours«, »L'Impossible liberté«, »Le

Prestige«; seine »Chers petits anges« lassen eine feine Beobachtung des Seelenlebens des Kindes erkennen. — Georges Garnir hat das Lütticher Gebiet zum Schauplatz seiner Romane gewählt; »Les Charneux« (1891), »Les Contes à Marjolaine«, »La Fermeaux grives«, »Les Nouveaux Contes à Marjolaine« zeigen uns die Empfindungen und Leidenschaften der friedlichen Bevölkerung jener Gegend. — Die Romane von Emile Greyson, die zum Teil einer frühern Periode angehören und an die Schreibart von Dickens erinnern, finden in Belgien noch immer einen dankbaren Leserkreis. Dasselbe gilt von den Erzählungen von Caroline Gravière, in denen sich der Einfluß von Balzac und George Sand fühlbar macht: Énigmes du docteur Burg; Gentilhommerie d'aujourd'hui; Sainte-Nitouche; Un Lendemain; Une Parisienne à Bruxelles; Le vieux Bruxelles u. a.

Zum Schlusse sei noch auf einige Erzählungen besonderer Richtung hingewiesen. Leopold Courouble hat in seinen lustigen Geschichten auch den belgischen Humor (humour belge) zur Geltung kommen lassen, und seine Werke »La Famille Kaekebrouck«, »Pauline Pladbrood«, »Le Mariage d'Hermance« sind beim belgischen Publikum eine sehr beliebte Lektüre. Es sind dies Erzählungen, die, ähnlich wie in Deutschland die Geschichte von der Familie Buchholz, in ergötzlicher Weise das behaglich-bürgerliche Leben in Brüssel schildern. — In dem Familienroman »Maison Smits« von Louis van Keymeulen wird der Zusammenbruch einer großen Handelsfirma in Antwerpen erzählt. Der Verfasser, ein gründlicher Kenner der Antwerpener Verhältnisse, wirft in seinem Buche interessante Streiflichter auf das Leben in den dortigen wohlhabenden Kaufmannskreisen. — In dem Roman »Suggestion« von Henri Nizet wird der mächtige Einfluß geschildert, den Paul Lebarrois der Held der Erzählung, auf seine Geliebte Séphora durch Hypnotismus auszuüben vermag.

So hat seit dem Erscheinen von de Costers Thyl Ulenspiegel die französische Romanliteratur in Belgien eine reiche Auswahl von Erzählungen hervorgebracht, von welchen viele den Anspruch auf dauernden literarischen Wert erheben können.

2. Die modernen Lyriker Belgiens

Auf dem Gebiete der Lyrik und auch der Epik werden die belgischen Dichter der neuesten Zeit von den in Frankreich herrschenden literarischen Strömungen beeinflußt, wo seit 1880 der „Symbolis-

mus" und die sogenannten „Décadents" viele Anhänger gefunden haben. Die Symbolisten, vielfach von den Décadents kaum zu unterscheiden, sind in Gegensatz zu den Naturalisten getreten. Die naturalistische Kunst raubt den Geistern die köstliche Freude, sich schöpferisch zu fühlen: sie nennt die Dinge mit Namen, während die symbolistische Richtung sie suggerieren will. Diese verfährt nur andeutend, gibt gewisse Symbole, um dadurch nicht klare Begriffe zu wecken, sondern Seelenzustände hervorzurufen. Sie will vor allem zeigen, daß zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Natur geheimnisvolle Beziehungen bestehen, und bewegt sich, wo sie in das epische oder dramatische Gebiet überläuft, in der Sphäre der Träume, Visionen und Märchenerzählungen. Die Dichter der symbolistischen Richtung legen das größte Gewicht auf das musikalische Element in der Poesie. Ihre Verse, »vers libres« genannt, nähern sich der Prosa, die Regel der Zäsur wird häufig durchbrochen. Die scharfe Betonung der Form aber läßt den Inhalt der Dichtung zurücktreten. Als Begründer der symbolistischen Methode gelten in Frankreich Paul Verlaine (1844—1896), Stéphane Mallarmé, Francis Vielé Griffin, Jules Laforgue (1860—1887) u. a. In Deutschland darf man Gerhart Hauptmanns „Hanneles Himmelfahrt" wohl an die symbolistischen Bestrebungen anknüpfen.

Als Grund der modernen Décadence-Literatur kann ein durch die Überfeinerung des Lebens hervorgerufenes Absterben einer gesunden Sinnlichkeit gelten, die Abstumpfung des Großstädters gegen die natürlichen Reize und ein damit verbundenes mehr oder weniger krankhaftes Suchen nach neuen künstlichen (le goût de l'artificiel). Außerdem sind charakteristisch für diese neue Richtung gewisse nervöse Überreizungszustände, hervorgerufen durch Opiumrausch und Morphinismus, wie sie Baudelaire in seinen »Paradis artificiels« geschildert hat. Charles Pierre Baudelaire (1821—1867), in Paris geboren, verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in Brüssel. Seine Dichtungen, z. B. »Les Fleurs du mal« (1857) und die Symbolisten haben seit dem Jahre 1880 auf die französische Lyrik in Belgien einen großen Einfluß ausgeübt.[1])

Georges Rodenbach hatte schon in Paris, wo er einen Teil seiner Jugendjahre verlebte, durch seine ersten Gedichte »La Mer élégante« und »L'Hiver mondain« den Ruf eines hervorragenden Lyrikers erlangt. Sie zeigen wahres dichterisches Empfinden und eine

[1]) Vgl. F. Brunetière, Symbolistes et Décadents, Revue des Deux Mondes, 1888, 1. November.

ormvollendete Sprache. In seinem bekannten Roman in Prosa Bruges-la-Morte führt uns der Verfasser in vergangene Zeiten, und das altertümliche Brügge veranlaßt ihn zu tiefernsten, zur Melancholie stimmenden Betrachtungen über Tod, Vergänglichkeit alles Irdischen und über die geheimnisvollen Beziehungen zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Natur. In diesem Roman, der zurzeit großes Aufsehen erregte, wie auch in seiner Dichtung »Règne du Silence« ist des Dichters Hang zum Symbolismus, verbunden mit Mystizismus, nicht zu verkennen. — Iwan Gilkin und Albert Giraud, beide Schüler Baudelaires, behaupten neben Rodenbach in Belgien als Dichter eine geachtete Stellung. Ein Gefühl der Reue und des Schmerzes über die Sünden der Menschheit durchzieht Gilkins Dichtungen, die eine an schönen Bildern reiche Sprache ziert; dies zeigt z. B. die Gedichtsammlung »La Nuit«, insbesondere die Gedichte Ténèbres, La Damnation de l'artiste und Le Pénitent. In seinem dramatischen Gedicht »Prométhée« (1900), einem seiner besten Werke, wird das Streben der Menschheit nach einem Ideal des Friedens und der Liebe besungen. — Albert Giraud ereifert sich in seinen Dichtungen, die unter dem Titel »Hors de siècle« veröffentlicht wurden, über die jedem idealen Ziele fernstehenden Bestrebungen seines Zeitalters. Mit hoher Begeisterung tritt er für die Dichtkunst und ihre Vertreter ein und preist die Zeiten, wo die Dichter „Könige" waren. Girauds poetische Schöpfungen gehören zu den besten, welche die französische Lyrik in Belgien aufzuweisen hat. — Wahres dichterisches Empfinden, in klassische Form gekleidet, zeigen auch die poetischen Erzeugnisse von Valère Gille, insbesondere das von der französischen Akademie mit dem Preis gekrönte Gedicht »La Cithare«; ferner verfaßte er Les Tombeaux (1900), Coffret d'ébène (1901), Le Collier d'opales (1902) und La Corbeille d'octobre. Valère Gille ahmt in seinen Werken die beschreibende Poesie der französischen „Parnassiens" Leconte de Lisle und de Hérédia nach. — Fernand Séverin schließt sich den genannten Dichtern würdig an; er verherrlicht in seinen einfachen, aber tief empfundenen Dichtungen vor allem die reine, jungfräuliche Liebe; von ihm wurden verfaßt: »Le Don d'enfance«, »Poèmes ingénus«, »La Solitude heureuse«.

Im Gegensatze zu den erwähnten Lyrikern, welche auf korrekte, formvollendete Sprache sowie auf regelrechten Versbau großes Gewicht legen, setzen sich einige nicht minder hervorragende Dichter hierüber hinweg. Unter diesen ist der bedeutendste Emile Verhaeren, ein Dichter mit gewaltsam hinreißender Sprache, die

sein ungestümes Temperament und seinen ausgeprägten Pessimismus wirkungsvoll zum Ausdrucke bringt. Die mannigfachen Seiten unseres modernen Kulturlebens, insbesondere seine Schattenseiten, finden in Verharen einen genialen Darsteller. Da er ein echter Sohn der flämischen Rasse ist, was er mit Stolz hervorhebt, so sind die in seinen Werken vorkommenden Schilderungen eindrucksvolle Gemälde, die an Teniers erinnern. Seine bekanntesten Dichtungen sind: »Flambeaux noirs«, »Forces tumultueuses«, »Les Aubes«, »Les Heures claires«, »Les Villes tentaculaires«, Les Campagnes hallucinées« und »Les Débâcles«. — Wie Emile Verhaeren, wenden auch Albert Mockel, Paul Gérardy und van Leberghe den »vers libre« in ihren Dichtungen an; letzterer veröffentlichte »La Chanson d'Ève«, das neuerdings als poetische Leistung eine günstige Kritik gefunden hat.

So hat Belgien, das in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so arm an wirklichen Dichtern war, seit 1880 eine Anzahl hervorragender Meister auf dem Gebiete der Lyrik hervorgebracht, deren Werke heutzutage viele Schriftsteller mit mehr oder weniger Dichtertalent zur Nacheiferung angespornt haben.

3. Die neuesten Dramatiker

Auf dem Gebiete des Dramas hat die neueste Zeit nichts Bedeutendes aufzuweisen. In den belgischen Theatern kommen größtenteils aus Frankreich bezogene Stücke zur Aufführung. Die moderne französische Bühne verfügt über eine Fülle von Dramen, aber die meisten von ihnen erreichen, vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, kaum das Durchschnittsmaß und sind lediglich auf den Effekt zugeschnitten. Der heutigen Geschmacksrichtung entsprechend, haben in Belgien insbesondere die naturalistischen Dramen von Henri Lavedan, Maurice Donnay, François de Curel u. a. beifällige Aufnahme gefunden. Sie behandeln mit Vorliebe die obern Gesellschaftsklassen und ihre Fehler. Außerdem werden die in sittlicher Hinsicht höher stehenden Stücke von Eugène Brieux, geboren 1858 zu Paris, welche die Schwächen der modernen Menschheit überhaupt darstellen, heutzutage auf den belgischen Bühnen mit Erfolg gegeben. Die Werke der genannten Dramatiker neuester Richtung, denen die alten Pariser Bühnen verschlossen waren, erlebten ihre Erstaufführung in dem seit 1887 in Paris gegründeten »Théâtre libre«, wo auch die Werke Tolstois, Ibsens, Björnsons und Gerhart Hauptmanns den Franzosen zuerst bekannt wurden.

An den kleinern belgischen Bühnen belustigen das Volk die Possen und Schwänke der Franzosen George Feydeau, Maurice Hennequin sowie des Belgiers Ernest Hallo, und in der wallonischen Hauptstadt Lüttich finden die gerade hier so beliebten Aufführungen der „Puppentheater" (théâtre des marionnettes) noch immer ein dankbares Publikum.

Bei der Besprechung der modernen Dramatiker belgischer Nationalität verdient Maeterlinck an erster Stelle genannt zu werden, der durch sein Schauspiel »Monna Vanna« auch über die Grenzen seines Landes hinaus bekannt geworden ist. Rechtsanwalt Maurice Maeterlinck, geboren 1862 zu Gent, arbeitet namentlich für die Bühne; er verfaßte La Princesse Maleine (1889), L'Intruse (1890), Les Aveugles (1890), Pelléas et Mélisande (1892), Aglavaine et Selysette (1896), außerdem drei kleine Stücke, die für das Puppentheater bestimmt sein sollen: Alladine et Palomides, Intérieur, La Mort de Tintagiles (1894). Obwohl diese Stücke der Handlung entbehren und die Charaktere traumhafte Gestalten sind, die sich in orakelähnlicher Weise unterhalten, erregten sie doch bei der Aufführung in Paris Aufsehen, wenn sie auch kein Verständnis fanden. Maeterlinck gehört der symbolistischen Schule an; seine Dramen sind der Ausdruck seiner Philosophie und Ästhetik. Nicht die Klarheit ist nach ihm das Wahre, sondern das Unbewußte, geheimnisvoll Geahnte der indischen Weisheit. Mit wachsender Erkenntnis entfernen wir uns nach seiner Auffassung vom wahren Leben, das wesentlich unbewußte Beschaulichkeit ist. Er nennt seine Dramen daher auch théâtre statique. Das Stück Monna Vanna (1903), dessen Handlung in der Zeit der blutigen Kämpfe des republikanischen Italiens spielt, macht hiervon eine Ausnahme; der Dichter hat sich in diesem Drama dem Realismus zugewandt. Maeterlinck verkörpert in seiner Monna Vanna den Gedanken der höchsten, unbedingten Pflicht des Weibes, auch seinerseits dem Vaterlande alles zu opfern, was es für dessen Rettung zu bieten vermag, sei es selbst seine Ehre als Frau und Gattin. Dieser interessante Stoff, der bereits biblisch in der Judith angedeutet ist, wurde neuerdings von dem französischen Komponisten Henri Février musikalisch bearbeitet und mit nur wenigen Veränderungen des ursprünglichen Textes zum ersten Male in der Pariser Großen Oper mit Erfolg aufgeführt. — In seinen philosophisch-ästhetischen Abhandlungen ist Maeterlinck einer der besten Prosaschriftsteller Belgiens; hierher gehören: »La Vie des Abeilles«, sein Meisterwerk, Le Trésor des Humbles, La Sagesse et la Destinée, Le Temple enseveli, Le Double Jardin. Erwähnt seien noch Serres

chaudes (1889), eine Sammlung von Gedichten philosophischen, zum Teil rätselhaften Inhalts und Les Disciples à Saïs (1895), eine Übersetzung der Lehrlinge von Saïs des mystischen Dichters Novalis.

Emile Verhaeren hat sich in seinen dramatischen Versuchen weniger hervorragend gezeigt als auf episch-lyrischem Gebiete. Seine beiden Stücke »Le Cloître« und »Philippe II« haben in Belgien, obschon das erstere preisgekrönt wurde, wenig Anklang gefunden.

Die Dramen des kürzlich verstorbenen Lutens, Les Petits Papiers und Le Vertige, deren Stoffe dem Pariser Leben entnommen sind, erzielten einen vorübergehenden Erfolg.

Weit begabter für die Theaterdichtung ist Gustave van Zype, dessen Patrimoine, Tes père et mère und La Souveraine die ergreifendsten, aber auch die traurigsten Kehrseiten menschlichen Daseins in packender Weise schildern.

Durch eine psychologisch feine Darstellung der Charaktere zeichnen sich die Stücke »La Mort aux berceaux« von E. Demolder und »Les Flaireurs« von van Leberghe aus.

Die geschickt dramatisierten Romane von Camille Lemonnier, »Le Mort« und »Un Mâle«, ernten noch heute auf den belgischen Bühnen großen Beifall

Der auf allen Gebieten der französisch-belgischen Literatur tätige Edmond Picard hat in seinem originellen »Discours sur le renouveau au théâtre« neue Grundsätze für die dramatische Kunst aufzustellen versucht. Die von ihm verfaßten Dramen sind in gewandter und vor allem in gewählter Sprache geschrieben. Allerdings macht ihm die Kritik in Belgien den Vorwurf, daß die Personen in seinen dramatischen Schöpfungen vielfach gerade so reden, wie Picard selbst sprechen würde, wodurch die Handlung an Wahrscheinlichkeit verliert. Gegner der bekannten Theorie, daß die Kunst sich selbst genügen müsse, stellt er diese in den Dienst des sozialen Ideals, das ihm vorschwebt. Diese Tendenz verfolgen die Dramen Jéricho (gegen die Juden verfaßt), Fatigue de vivre; ferner sei angeführt La Joyeuse Entrée de Charles le Téméraire.

Die dramatische Kunst hat in Belgien nur geringen Anteil an der literarischen Blüte, die sich seit 1880 auf dem Gebiete des Romans und der lyrischen Poesie in so reichem Maße entfaltet hat.

4. Wissenschaftliche Forscher und Kritiker

In der Prosaliteratur der neuesten Zeit sind als Werke wissenschaftlicher Forschung anzuführen das interessante Buch des belgischen Romanisten Wilmotte, »La Belgique morale et politique«, in welchem zwar die Darstellung der politischen Verhältnisse den größten Raum einnimmt, in dem aber auch die belgische Literatur zur Erörterung kommt; ferner das bedeutende Geschichtswerk, betitelt »Histoire de Belgique«, von dem Genter Professor Henri Pirenne, welcher die Geschichte Belgiens von ihrem Anfange bis zur Ankunft des Herzogs von Alba in den Niederlanden (1567) behandelt. Van de Kindere, Verfasser des Siécle des Artevelde, nennt die Arbeit Pirennes »le plus grandiose livre d'histoire qui ait été consacré à notre passé national«. — Charles de Lovenjoul hat in seiner »Bibliothèque des écrivains du 19e siècle«, einer Reihe von Abhandlungen, welche Leben und Werke von Balzac, Th. Gauthier, Sainte-Beuve und andern französischen Autoren kritisch behandeln, ein allgemein anerkanntes Musterwerk für gründliche literarische Forschungen geschaffen. — Léon de Monge, früher Professor in Löwen, schrieb »Études morales et littéraires«, in welchen die Geschichte der Entstehung der mittelalterlichen Epen und Ritterromane zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht wird. — Als Novellist und Kunstkritiker hat sich neuerdings Louis Dumont-Wilden in Belgien bekannt gemacht und nicht minder Fierens-Gevaert, dessen Schriften über Kunst auch in Paris sehr gewürdigt worden sind. Außerdem sind in den letzten Jahren Arthur Daxhelet, Jules Leclercq, Franz Mahutte, Firmin van de Bosch und die auch als Romanschriftstellerin geschätzte Marguerite van de Wiele in ihren Kritiken als gründliche Kenner der französisch-belgischen Literatur hervorgetreten.

Zu erwähnen wäre noch, daß auch in den belgischen Zeitungen nicht selten gute Kritiken über die neuesten literarischen Schöpfungen belgischer Schriftsteller veröffentlicht werden. Es sei hingewiesen auf die Rezensionen von Iwan Gilkin und die in gewandtem Stil geschriebenen Artikel von Sandor im »Journal de Bruxelles«. Wir erinnern ferner an die Abhandlungen von O. Gilbart in »La Meuse« und die von G. Eekhoud in »La Réforme«. Nicht minder beachtenswert sind die gelegentlichen literarischen Erörterungen von Tardieu in »L'Indépendance« und die von Sulzberger in »L'Étoile Belge«.

Schlußbemerkung

Die französische Literatur, die noch im Anfange des 19. Jahrhunderts in Belgien ein kümmerliches Dasein fristete, ist seit 1880 zu neuem Leben erwacht. Zwar übt Frankreich auf die geistigen Erzeugnisse seines kleinern Nachbars noch immer einen starken Einfluß aus; doch hat die französisch-belgische Literatur der neuesten Zeit — und dies gilt namentlich von den französisch schreibenden flämischen Schriftstellern — einen selbständigen Weg eingeschlagen, so daß die Belgier heute mit J. B. Nothomb sagen dürfen: »Nous possédons ce luxe des nations grandes et prospères, une littérature.«



Sprachen und Rassen in Belgien

Leo Schwering (Cöln)

Die Sprache ist der vornehmste Ausdruck der Nation. Sie ist das innere Band der Volksgenossen untereinander. Es hat Zeiten gegeben — und sie liegen nicht einmal so fern — wo ein Volk auf diesen, seinen ureigensten Besitz, keineswegs ein großes Gewicht legte. Die Geschichte weiß von mächtigen Nationen zu berichten, die ihre Sprache ohne sonderlichen Kampf geopfert haben. Noch heute beobachten wir, daß zahlreiche Glieder unseres Volkes in Amerika sich ihrer Muttersprache in kurzer Zeit entäußern. Aber im ganzen haben diese Erscheinungen doch ihre bestimmte Grenze gefunden. Die Sprache ist den Völkern heut ein heiliges Gut geworden.

Diese entscheidende Änderung brachte die Idee des Nationalstaates. Im Laufe des 19. Jahrhunderts sind sich die Kulturvölker ihrer Eigenart bewußt geworden. Vorbedingung zum erfolgreichen Durchkämpfen ihrer nationalen Individualität war aber, daß sie kompakt auf geographisch leidlich geschlossenem Raume saßen. Rasch hat der Gedanke des Nationalstaates Wurzeln in allen Kulturländern gefaßt und tief umgestaltend die politischen Bewegungen des vorigen Jahrhunderts begleitet.

Es leuchtet ein, daß unter diesen Verhältnissen Länder, in denen der Staatsgedanke noch erhaltende Kraft genug hatte, um auch verschieden geartete Nationen in sich zu vereinen, eine schwierige Stellung haben. Österreich-Ungarn hat auch im Weltkriege das seltene Schauspiel geboten, den Staatsgedanken über allen Streit der Nationen triumphieren zu lassen. Auch die Schweiz bietet das Bild dreier einträchtig nebeneinander wirkender Nationen. Es mag hier als besonders bemerkenswert hervorgehoben werden, daß in den beiden genannten Staatswesen dem deutschen Element die Präponderanz zufällt. Beide Staaten haben auch eine gewisse geographische Geschlossenheit für sich, in beiden hat die Geschichte die Nationen schon seit Jahrhunderten beieinander gesehen, ein Moment, das sicherlich beachtenswert ist. Aber noch vor wenigen Jahren sahen wir, wie die Idee des Nationalitätenprinzips zwei Völker

schied, die trotz gemeinsamer germanischer Abkunft sich trennten: Schweden — Norwegen. Wie erst wird sich der Staatsgedanke dort zu halten vermögen, wo sich zwei annähernd zahlenmäßig gleiche aber völkisch völlig verschiedene Nationen zusammenfanden? Die Präponderanz also bestritten ist? Das ist in einer Wetterecke Europas der Fall: in Belgien. Damit aber ist die besondere Art des hier vorliegenden Falls noch keineswegs ausreichend gekennzeichnet. Das Nationalitäts- und Sprachenproblem wird hier zu einem besonders gearteten, weil das Land keineswegs geographisch geschlossen erscheint. Im Gegenteil, die südlichen Teile Belgiens müßten viel eher zu Frankreich zugehören, dem sie gleichsam ihr Gesicht zuwenden, der Norden, mit der Meeresküste, scheint vielmehr zu einer selbständigen Entwickelung befähigt und bestimmt. Bedenkt man weiter, daß der Norden und Süden zwei Völker birgt, deren geographische Scheide zufällig, deren Verschiedenheit im Charakter infolge der ungleichen Abkunft aber groß ist, daß deren ungeschützte Lage zwischen Großmächten, denen sie mehr oder minder nahe verwandt sind, ein ständiger Anlaß zur Einmischung ist, daß unglücklicherweise auf ihrem Territorium sich die Machtsphären eben dieser Großmächte berühren, so kann man sich vorstellen, daß in einem Zeitalter, in dem das Rassenproblem und damit auch das ihm innerlich verwandte sprachliche, eine große Rolle spielt, hier Verhältnisse vorliegen müssen, die eine eingehende Bewertung aus vielen Gründen rechtfertigen.

In der Tat bietet das Sprachenproblem nirgendwo in Europa so interessante Seiten wie hier. Da es mit dem Rassenproblem innig zusammenhängt, werden beide nicht voneinander zu trennen sein.

Belgien gehört zu den dichtest bevölkerten Ländern Europas. Nur das Königreich Sachsen übertrifft es. Die letzte Volkserzählung ergab 7 423 784 Einwohner (1910). Seither hat eine allgemeine Zählung nicht mehr stattgefunden, doch gibt der 1912 erschienene »Annuaire de la Statistique« 7 571 387 Einwohner. Wenn also bei einer Gesamtgröße von 29 456 Quadratkilometer auf 1 Quadratkilometer im Jahre 1910: 252 Einwohner kamen, so waren es 1911 (7 490 400 Köpfe) 254, 1912: 257; anläßlich der Versorgung der belgischen Bevölkerung mit Getreide durch Amerika, wurden 1914: 7 638 700 Einwohner angegeben. Das sind 259 auf 1 Quadratkilometer.

Zieht man in Betracht, daß die Einwohnerzahl 1899 erst 6 744 532 (229 auf 1 Quadratkilometer) betragen hatte, daß sich die Bevölkerung seit 1831 (3 758 814) mehr wie verdoppelt hat, so muß die Zu-

nahme der Bewohner als ungewöhnlich groß angesehen werden. Bedingt ist sie durch den großen Überschuß der Geburten, der jährlich 50—70 000 beträgt, und dadurch, daß die Zahl der Auswanderer hinter der der Einwanderer erheblich zurücksteht.

Das Land zerfällt in neun Provinzen. Unter ihnen sind Brabant und Ostflandern am dichtesten bewohnt, Namur und Luxemburg zählen die dünnste Bevölkerung.

Die Zusammensetzung dieser so zahlreichen Bevölkerung ist keineswegs einheitlich. Fast in der Mitte des Landes läuft die Grenze zwischen den beiden großen Rassen der Germanen und Keltoromanen. Nördlich von ihr leben die Flamen, südlich die Walen oder Wallonen. Eine Vermischung zwischen den Stämmen hat fast gar nicht stattgefunden, so daß die beiden Länderteile auch heute noch scharf voneinander getrennt dastehen. Neben diese großen Sprachgebiete tritt dann noch ein drittes, dessen Existenz vielen unbekannt sein dürfte, das Hochdeutsche.

Die Sprachgrenze zieht beinahe parallel etwas südlich der Breite von Brüssel von Westen nach Osten. Wir beginnen im Osten. Von Aubel nach Visé, wobei Visé selbst zum wallonischen Gebiet gehört, etwa über Tongern, Landen, Halle, Renaix, Menin. Bei Menin springt sie auf französischen Boden über bis nach Aire. Hier nach Norden abbiegend, läuft sie an St. Omer vorbei nach Dünkirchen.

Damit haben wir die wallonischen Bewohner Belgiens in ihrer geographischen Lage genügend umrissen. Ziehen wir die Einteilung des Landes in Provinzen heran, so dürfen wir die folgenden Bezirke als rein wallonisch bezeichnen: Lüttich, Namur, Luxemburg, Hennegau; gemischt dagegen ist Brabant.

Die Gesamtheit der Wallonen ist allerdings auf breiterer geographischer Basis als Belgien ansässig. In der Hauptsache sitzt der Rest auf französischem Boden. Es kommen unter den französischen Departements Ardennen, Pas de Calais, Aisne, Nord in Frage. Nicht vergessen sei, daß sich ein verschwindender Rest auf preußischem Boden, in der Gegend von Malmedy befindet, so daß diese Nation also eine erheblich größere Verbreitung besitzt, als gemeinhin angenommen wird.

Es liegt auf der Hand, daß innerhalb dieses mächtigen geographischen Areals, das wir zu bestimmen versuchten, sich dialektische Unterschiede befinden. Man pflegt meist einen schlechthin wallonischen und einen pikardischen Dialekt zu unterscheiden. Tatsächlich ist die Zahl der Mundarten bei genauerm Zusehen noch viel größer. Unter den spezifisch belgischen Wallonen, worunter ich die im Staatsgebiet

Belgien wohnenden verstehe, unterscheiden Kenner wenigstens drei Mundarten, nämlich die von Mons, Lüttich, Namur.

Das Wallonische ist ein Dialekt des Französischen. Die Unterschiede zwischen beiden Sprachen sind so groß, daß aus dem Französischen der Dialekt nicht ohne weiteres verständlich ist, und umgekehrt. Die Zahl derer, welche das Französische nur unvollkommen oder gar nicht verstehen, ist beachtenswert. Aber das Patois kommt als trennendes Moment deshalb nicht in Frage, weil die Schriftsprache das Französische ist. So kommt es, daß der Wallone ohne weiteres mit seiner Sprache an die Kultur Frankreichs angeschlossen ist, falls er nur eine geringe Bildung genießt. Da die Zahl derer, welche weder lesen noch schreiben können, rasch zurückgeht, so dringt mit dem Schrifttum das Französische leicht ein.

Während wir die südliche Grenze der Flamen gegen die Walen scharf zu ziehen in der Lage waren, ist das nach Norden hin nicht der Fall. Hier, gegen Holland, ist die flämische Grenze ebenso fließend wie die wallonische gegen das französische; die Dialekte kehren sich naturgemäß nicht an die politische Grenze. Innerhalb des belgischen Staatswesens sind folgende Provinzen flämisch: West- und Ostflandern, Antwerpen, Limburg. Gemischt ist wieder Brabant; hier fällt der flämische Anteil auf die Bezirke von Löwen und Brüssel, obschon in der Hauptstadt selbst die Mehrzahl der Bewohner französisch spricht.

Die Zahl der Unterdialekte ist auch im Flämischen nicht gering. Man pflegt drei Hauptdialekte zu unterscheiden. Alle gehören dem niederdeutschen Sprachstamme an.

Friesisch-Fränkisch wird in Westflandern in der Hauptsache gesprochen; das Entstehen dieses Mischdialekts in der Polderzone ist aus der geographischen Lage, an der See, leicht zu erklären. Seine Ostgrenze liegt etwa in der Linie Brügge-Kortrijk-Lys.

Westniederfränkisch spricht man zwischen Brügge, Kortrijk, Unterlauf der Schelde und der Dendre. Der Mittelpunkt dieses Dialektgebietes ist die Stadt Gent.

Ostniederfränkisch reicht vom Unterlauf der Schelde, der Dendre bis zur politischen Grenze der Niederlande, in die Gegend von Maestricht. Das Verbreitungsgebiet dieser Mundart, der die Provinz Limburg ganz angehört, sowie Teile von Brabant und Antwerpen, birgt weitaus die größte Zahl der bedeutendern flämischen Städte.

Die genannten Hauptdialekte zerfallen wieder in zahlreiche Unterdialekte, so daß das Bild sprachlichen Vielerleis an Buntheit nichts zu wünschen übrig läßt.

Als Schriftsprache gilt das Niederländische wie in Holland, so daß also der Flame wie sein nördlicher Bruder, der Holländer, nicht ohne weiteres an ein großes Kulturbecken angeschlossen ist, wie der Wallone. Es mag schon jetzt auf diesen wichtigen Punkt, in dem Flamen und Wallonen so ungleich dastehen, hingewiesen sein.

So haben die beiden stärksten Sprachgruppen ziemlich geschlossene Gebiete inne; eine Vermischung hat nie stattgefunden; im Gegenteil, die Berührungslinien sind außerordentlich stabil geblieben. Es ist auf der Grenzscheide natürlich schwer, die einzelnen Gemeinden einer bestimmten Sprache zuweisen zu wollen. Das läßt sich im Einzelfall oft gar nicht durchführen, ebenso aber läßt sich feststellen, daß im Laufe des letzten halben Jahrtausends das Sprachgebiet im ganzen unverändert blieb und dasselbe Gesicht zeigte. Das ist gewiß ein seltener Fall, um so mehr, als natürliche Grenzen zwischen beiden Nationen fehlen; die Tatsache ist um so auffälliger, als beide Völker im Gros doch schon seit einigen Jahrhunderten im selben Staatswesen nebeneinander wohnten, wobei dann dem wallonischen Teil die Präponderanz insofern zufiel, als es mit Rückendeckung und Anlehnung an das nahverwandte Frankreich so starken Einfluß zu entfalten imstande war, daß Flamland einen unverkennbaren Firnis französischen Geistes empfing.

Gegen diese beiden beherrschenden Nationen tritt der hochdeutsche Teil völlig zurück. Wir sahen oben, daß er zahlengemäß überhaupt nicht ins Gewicht fällt. Aber auch geographisch nicht. Es ist ein winziges Areal, das die Hochdeutschen inne haben, nämlich das Gebiet zwischen Herbesthal und Verviers, ferner die Gegend von Arel an der Südwestecke Luxemburgs. Räumlich voneinander noch dazu getrennt, wäre die hochdeutsche Bevölkerung vermutlich längst erlegen, wenn sie nicht im Osten die starke Deckung hätte durch das nahe hochdeutsche Sprachgebiet.

Somit scheiden die Hochdeutschen für das Rassen- und Sprachenproblem Belgiens fast gänzlich aus. Um so lebhafter aber wird unser Interesse an den beiden herrschenden Nationen, die geographisch auf annähernd gleich großem Areal in Belgien einander gegenüberstehen.

Es wurde bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die Grenzlinie zwischen ihnen keine natürliche sei. Sie ist lediglich historischen Ursprungs. Die in Belgien einströmenden Germanen fanden an dem damals von den Ardennen bis zur Lys und Douai sich erstreckenden Urwald, der silva Carbonaria, eine Grenze; auch dem Vordringen nach der See gebot eine Einöde westlich St. Nikolas im ganzen Halt.

Die Küste und die sich bildende Polderzone ist erst später von Friesen und Sachsen vom Meere aus besiedelt worden. Die Ardennen, ein wildes und unwirtliches Gebirge, verhinderten die Ausbreitung der Germanen nach Südost; als diese natürlichen Hindernisse mit der Zeit ihre Schrecken verloren, war das Fluten der Völker bereits zum Stillstand gekommen.

Selten haben auf so engem Raume, der dazu dem Neben- und Miteinander keine natürlichen Hindernisse bereitet, zwei so verschiedene Nationen gegenseitig auskommen müssen. Daß die im Volkscharakter liegenden Gegensätze im Zeitalter des Nationalitätenprinzips das sie vereinende Staatswesen einer Katastrophe entgegentreiben mußten, hat die Geschichte des belgischen Staates in dem 85jährigen Zeitraum seines Bestandes genugsam erwiesen.

Dem Reisenden, der aus der Wallonie in die flämischen Gebiete eintritt, stellt sich schon rein äußerlich der Gegensatz klar vor die Augen.

Die Verschiedenheit der Sprache ist hier Ausdruck der Ungleichheit, ja der Feindschaft der Rassen.

Der Typus der Wallonen ist uns vertraut. Es sind meist untersetzte, kräftige Gestalten mit starken Muskeln; aber in der Gesamterscheinung nicht plump, sondern äußerst geschmeidig. Augen und Haare schwarz. Die Bewegungen sind lebhaft und elastisch. Der große Konstantin Meunier, der sie so oft modellierte, hielt sie für den idealen Typ eines modernen Arbeiters.

Ihr Charakter trägt die Grundzüge der gallischen Rasse, Neigung zu Veränderungen des politischen Lebens, eine lebhaft entwickelte Liebe für demokratische Einrichtungen; das Freiheitsgefühl läßt den Wallonen, falls man seine Rechte verkürzt, zu deren rücksichtslosen Verfechter erstehen. Seine politische Weltanschauung ist der Sozialismus in Arbeiterkreisen, der Liberalismus in den mittlern und obern Schichten. Es gab eine Zeit, wo auch sein religiöses Gefühl stark entwickelt war und sich betätigte; Lüttich ist vor Paris ein bedeutsames geistliches Zentrum gewesen, von hier ging die Feier des Fronleichnamsfestes aus. Diese Seiten sind in seinem Gefühlsleben brachgelegt worden, wozu die Entwicklung seiner Heimat, der „schwarzen Erde", zum Industriezentrum viel beitrug. Das ist um so mehr zu bedauern, als die Bevölkerung einen starken Hang zur Roheit und Gewalttätigkeit tief in sich trägt. Die Fehden zwischen den Avans und Waroux, zwischen den Grioux und Chiroux, zwischen dem Raubritter Marck, „dem wilden Eber der Ardennen", und dem Bischof von Lüttich, kennt jedes Kind im Lütticher Land. Aus diesen

Gegenden rekrutierte Tilly, selbst ein Wallone, seine todesmutigen Scharen. Bis zur Stunde noch gilt das Sprichwort: „Qui passe dans le Hesbain (Landschaft westlich von Lüttich) est combattu le lendemain.“

Heute holen die Wallonen die Kohlen zutage. Wie ihre Voreltern der Industrie, vor allem der Verfertigung von Waffen sich widmeten, ein Zweig, der ja auch heute noch ebendort fleißige Arbeiter findet, so bildet das Gros der Bevölkerung nun den Stamm der Industrie-arbeiter Belgiens. Eigenartig ist die große Unfruchtbarkeit der Wallonen zu künstlerischen Schöpfungen, überhaupt der Mangel an geistiger Produktivität. Wenn die Wallonen in Belgien trotzdem eine beachtenswerte Rolle im geistigen Leben ihrer Heimat spielen, so verdanken sie das ihren Brüdern, den pikardischen Wallonen. Diesem Stamm sind viele Künstler, die Belgien in großer Zahl hervorbrachte, entsprossen, hier wurzeln auch die Talente der Industrie und die Organisatoren großer kapitalistischer Unternehmungen.

Der Charakter des Flamen ist völlig anders.

Eine Geschichte voll unendlich reicher, teilweise weltgeschichtlicher Größe ging an ihm vorüber. Es gab Zeiten, in denen er allen germanischen Stammesgenossen in kultureller Beziehung weit voraus gewesen ist. An Begabung halten die Bewohner der einzelnen Landschaften einander die Wage. Künstlerisch steht der Westflame am höchsten. Westflandern ist das Land der Dichter, wo alles dichtet, „was Löffel leckt“. Die schöpferische Kraft phantasievoller Begabung hat an Leuchtkraft auch in unserer Zeit nichts von Intensität verloren. Die flämische Malerei von heute, die zugänglicher ist als die etwas abseits stehende Literatur, mag den Beweis darüber bringen. Ein Blick in das schöne Buch von Max Rooses: Geschichte der Kunst in Flandern gibt Zeugnis davon, daß die van Eyck, van Dyck, Rubens, Quinten Massys noch in diesem hochbegabten Stamm leben.

Der Flame ist auch äußerlich Germane. Kräftig und stark gewachsen, lebhafter als der Nordgermane, vermag er mit dem hellen Haar und den blauen Augen den reinsten germanischen Typus nicht zu leugnen. Bei allem Abwägen, das seine Gesten verraten, läßt ihn der Tropfen gallischen Blutes doch lebendiger sein, als man das nach dem allgemeinen Typus vermuten möchte. Diese grobknochigen und scheinbar schweren Gestalten sind in der Erregung rascher und jäher Bewegungen fähig.

Der Charakter des Flamen hat ansprechende Züge. Bedächtig und prüfend, liebt er nicht den raschen Entschluß. Je langsamer er sich bindet, desto zäher hält er auch an dem fest, was er für richtig

erkannt. Nicht umsonst finden wir in seiner Heimat so viele Erinnerungen an die Vorfahren, die noch überall lebendig sind. Ein stark konservativer Zug, verbunden mit opfervoller Treue, schließt ihn an alle und alles, das ihm einmal nahe stand. Er haßt die raschen Neuerungen auch im Staatsleben und findet sich oft nur widerstrebend oder überhaupt nicht mit ihnen ab. Ein ausgesprochenes Gefühl für Selbstbestimmung im gewöhnlichen und öffentlichen Leben ist ihm eigen. Enge hängt das zusammen mit jenem unbändigen Freiheitsgefühl, das die, welche ihn beherrschten, noch immer respektieren mußten. Dem Hang zur Selbstbestimmung nah verwandt ist die Liebe zu allen demokratischen Einrichtungen, Gefühle, die wiederum in seiner ruhmreichen Staatsgeschichte, die er sehr genau kennt, und an der sich alle begeistern, ihren Ursprung haben. Unter Achtung seines Freiheitsgefühls, des Hanges zur Selbstbestimmung und zu demokratischen Einrichtungen des öffentlichen Lebens, ist er leicht zu lenken und gelenkt worden.

Eine Folge der Mischung mit gallischem Blute ist wohl die Lust an Aufzügen, Festen, Kirmessen, Prozessionen, bei denen oft Bilder entfaltet werden, die das Auge des Malers ebenso entzücken, wie sie den Historiker zu reizen vermögen. Wundervoll ist der tiefe religiöse Zug, der sie durchdringt, dem eine Glaubenskraft entsprießt, die in ihrer Einfachheit und Wahrheit etwas Rührendes an sich hat.

Zäh hat er im völkisch schwierigsten Kampfe sich selbst behauptet. Dabei entfaltete er eine Kraft der Organisation, der nationalen Durchsäuerung aller Volksgenossen, gab Beispiele solch bewunderswerter Disziplin und Selbstbescheidung, daß man nicht aufhören kann, ihn zu bewundern.

Doch Trotz, Eigensinn, zu großes Selbstvertrauen, Ausländerei, Jähzorn lassen auch bedenklichere Seiten in ihnen erscheinen, aber eine gewisse Gutmütigkeit und Neigung, sich rasch zu versöhnen, berühren wieder sympathisch.

Der Flame ist meist Landarbeiter, er hängt zäh an der Heimat, und selbst in den Zeiten, als seine Städte den Riesenverkehr der Welt beherrschten, war und blieb er mehr Makler und Zwischenhändler als Kaufmann und Unternehmer.

Diese beiden einander so ungleichen Völker haben jahrhundertelang in einem Staatswesen zusammengelebt. Sie sind auch ohne Schwierigkeit miteinander ausgekommen. Allerdings fiel infolge der überragenden politischen und kulturellen Bedeutung Frankreichs den Wallonen seit etwa 1790 die Führung zu. Das ward von den Flamen hingenommen. Noch war das Zeitalter, das das Natio-

nalitätenprinzip verkündete, nicht angebrochen. Aber selbst in ihm war anfangs das Sprach- und Rassenbewußtsein der Flamen so wenig entwickelt, daß sie noch 1830 mit den Wallonen zusammen von den Holländern, ihren völkisch nächsten Verwandten, abfallen und sich zu der national uns heute so rätselhaften Ehe mit den Wallonen im belgischen Staate zusammenfinden konnten. Noch einmal trug das starke Moment des konfessionellen Gegensatzes der katholischen Flamen zu den kalvinischen Holländern über den Rassengedanken den Sieg davon; freilich zum letztenmal. Die folgenden Jahrzehnte ließen mit der Erstarkung des Nationalitätenprinzips die Flamen Wege gehen, die die moralische Zertrümmerung der Schöpfung von 1831 deutlich machten. Man kann all das nicht besser kennzeichnen, als wenn man über die Revolution von 1830 einen solch klugen, einflußreichen und energischen Flamen hört, wie den Pastor Hugo Verriest. Er bezeichnet die Trennung von 1830 als »een groote fout«.

Die Sprachenfrage in Belgien, die wir ja auch zugleich als Rassenfrage kennen gelernt haben, wird durch nichts heller beleuchtet, als wenn wir an Hand des statistischen Materials die Bewegung, welche die Bevölkerung der beiden so ungleichen Rassen durchmachte, verfolgen. Es wäre ohne besonderes Interesse, sie bis in die Anfänge des Staates aufzuhellen. Damals fehlte noch der Sprachen- und Rassengegensatz, ganz abgesehen davon, daß auch das statistische Material lückenhaft ist. Diese Fragen finden erst erhöhtes Interesse, seit der Rassengedanke, der bei den Wallonen, wenn auch latent, stets da war, bei den Flamen stark genug wurde, um sich bemerkbar zu machen. Aber nicht vor 1840 tritt die anfangs rein literarische flämische Bewegung in die breitere Öffentlichkeit, und erst in den 70er Jahren zeitigte sie die ersten greifbaren Erfolge. Wir tun daher gut, erst das statistische Material seit den 80er Jahren heranzuziehen.

Es drängt sich uns bei Erörterung des Sprachproblems und der Sprachverhältnisse naturgemäß zuerst die Frage auf: Wie stellt sich der belgische Staat, in dem doch beide Rassen zusammenwohnen, dazu? In welcher Weise hat er beiden Teilen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen versucht? Um so mehr, als beide Gruppen zahlengemäß fast gleich stark waren. Es wurde schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß die führenden Schichten des jungen belgischen Staates Wallonen waren. Von ihnen ging auch vor allem die Revolution aus. Das neue Staatsgrundgesetz bestimmte § 23 (1831), daß die französische, flämische und hochdeutsche Sprache gebrauchsberechtigt seien. Aber dieses selbstverständliche Gesetz ward schon

im November desselben Jahres durch eine Verwaltungsmaßregel einfach auf den Kopf gestellt. Darin hieß es: „Die flämische und deutsche Sprache, die an gewissen (!) Stellen von den Einwohnern gebraucht werden, sind von Provinz zu Provinz, ja von Kreis zu Kreis verschieden, so daß es unmöglich sein würde, von Gesetzen und Beschlüssen in flämischer und deutscher Sprache einen offiziellen Text abzufassen."

Zu diesem Erlaß nahm sich die Regierung auf Grund desselben § 23 die Kühnheit; denn es hieß dort: L'emploi des langues usitées en Belgique est facultatif; il ne peut être réglé que par la loi et seulement pour les actes de l'autorité publique et pour les affaires judiciaires. Dieser § 23 war den herrschenden wallonischen Schichten geradezu auf den Leib geschnitten; in der Sprachenfrage hatten sie, noch dazu durch Gesetz freie Bahn. Aber eben die rücksichtslose und ungerechte Anwendung des § 23 erzeugte die flämische Bewegung und ließ sie allmählich zum gewaltigen Strom anschwellen. Doch konnte die flämische Bewegung erst 1873, als sie endlich genügend erstarkt war, es durchsetzen, daß in den flämischen Provinzen das Niederländische Gerichtssprache sein müsse, und 1878 vermochten sie die Anerkennung ihrer Muttersprache auch in der Verwaltung der flämischen Bezirke durchzubringen.

Aber das ist nur ein Teil der hier in Frage stehenden Probleme. Von erhöhtem Interesse wird, namentlich im Hinblick auf die offizielle Stellung der belgischen Regierung, nun die Frage sein, wie denn zahlengemäß die Parteien ihre Ansprüche zu stützen in der Lage sind, um so mehr, als wir geneigt sind, Ansprüche gerade im Kampfe der Nationen im selben Staate miteinander auf Grund zahlengemäßer Stärke oder Schwäche anzuerkennen oder abzulehnen.

Die Statistiken, welche uns einen Einblick in die Sprachenverhältnisse geben, sind keineswegs einheitlich. Das liegt an der Art der Zählung, welche von der Regierung vorgenommen wird, die immer noch die Möglichkeit der Deutung nach der einen oder andern Seite zuläßt. Je nachdem, ob die Statistik von flämischer oder wallonischer Seite angezogen wird, sind daher die Ergebnisse verschieden. Denn die belgische Regierung fragt nicht, was wir als naturgemäß empfinden würden, nach der Abstammung oder Muttersprache, sondern sie stellt sich auf den mehr praktischen Standpunkt und erkundet, welche der drei gesetzlich anerkannten Sprachen gesprochen wird. Diejenigen, welche mehrsprachig sind, werden besonders gezählt.

Bei der Zählung von 1910 verwertete die Regierung einen bis dahin neuen Begriff in der Statistik; sie verlangte die Angabe der alltäglichen Gebrauchssprache. Natürlich gibt auch dies Material keinen sichern Aufschluß über die Rassenfrage, wenngleich dieser Versuch immerhin beachtenswert und interessant ist.

Die Berechnung umfaßt 7 089 591 Personen. Es gaben

Flämisch an . .	3 832 193	54,05	Prozent
Französisch . .	3 180 003	44,85	"
Hochdeutsch . .	77 395	1,10	"

Die gesamte Bevölkerung Belgiens betrug aber im selben Jahre 7 432 784 Personen, mithin ist ein erheblicher Bruchteil nicht gezählt worden. Es sind nämlich die Kinder unter zwei Jahren, die keine der drei Landessprachen sprechen können. Das sind Wunderlichkeiten, wie sie in den Zählungen anderer Länder sich schwerlich finden werden. Aber es ist zu bedenken, daß diese statistischen Feststellungen von einer Behörde getroffen werden, die alles Interesse daran hat, die Quote Frankreichs tunlichst hoch zu halten, um den immer schärfern Andrang der national-flämischen Bewegung hintanzuhalten. Erinnert man sich, daß die Ehehäufigkeit und der Kinderreichtum der Flamen erheblich größer ist als der der Walen, so wird man dem Vorgehen der Regierung, so kleinlich es auch sein mag, Verständnis entgegenbringen. Drum ist auch diese Statistik ein Ausfluß der Bedeutung des Nationalitätenkampfes.

So muß die obige Statistik notwendig ein falsches Bild geben. Jedenfalls gehört den Flamen der größere Teil der nicht gezählten an.

Auch die Rubrik der Doppelsprachigen fördert uns nur mittelbar in der Frage nach der Zahl der beiden Rassen. Denn es ist zu beachten, daß in ihr ein erdrückend großer Teil Flamen steckt. Die ganzen Verhältnisse Belgiens sind danach angetan, ihre Zahl zu fördern. In den obern Schichten der flämischen Bevölkerung gilt Französisch schlechthin für die Kultursprache. So kommt es, daß die, welche auf Bildung halten, Kenntnis des Französischen besitzen. Unterstützt werden diese Bestrebungen in hohem Maße durch die Schulen, die gänzlich in den Händen der Flamenfeinde sich befinden. Gleichgültig, ob das Patronat staatlich, städtisch oder geistlich ist, ob es sich um höhere oder niedere Schulen handelt, es geht so weit, daß sogar in flämischen Bezirken alle Unterrichtsfächer auf Französisch gegeben werden, selbst das Flämische hat davon bis vor kurzem vielfach keine Ausnahme gemacht.

Es ist gewiß das Verdienst der sogenannten flämischen Bewegung, das sprachliche Gewissen des Flamenvolkes geschärft zu haben. Aber

die starken Einbußen hat auch sie nicht zu hindern vermocht. Wie sehr die sprachlichen Verhältnisse im argen liegen, soweit es sich um die Flamen handelt, welche Anomalien möglich sind, mag der eine Umstand beweisen, daß die in rein flämischen Bezirken liegenden Städte: Kortrijk, Ypern, Veurne, eine in der Mehrzahl französisch sprechende, natürlich der Abstammung nach flämische Bevölkerung haben; in dem im flämischen Sprachgebiet liegenden Brüssel sprechen nur mehr 48 Prozent flämisch. Es ist klar, daß das Zurückweichen der flämischen Sprache am stärksten in den Kulturzentren ist, in denen der Einfluß Frankreichs sich am stärksten ausbreiten kann, in den Städten.

Aber dem Leser wird es nicht entgangen sein, daß alle diese Beobachtungen zeigen, wie wenig sich in Belgien Sprache und Rasse decken, wie vorsichtig man die Angaben der Statistik aufnehmen muß. Diese Dinge sind eben nur möglich unter einer Regierung, die aus guten Gründen sich hinter die Paragraphen verkriecht und die national neutrale Stellung des Staates, der natürlich nur Belgier, keine Flamen und Wallonen kennt, vortrefflich ausnutzt — zum Schaden der germanischen Flamen.

Somit sind wir auf Schätzungen angewiesen, die wir aus der Sprachentafel herauslesen müssen, um zu einigermaßen gesicherten Ergebnissen über die Rasse zu kommen. Wie die Angaben betreffend Sprachlose und Doppelsprachige zu bewerten sind, wurde oben bereits bemerkt. Für 1910 wurde von vorsichtigen Kennern berechnet, daß bei rund 7 400 000 Menschen 4,2 Millionen Flamen, 3,1 Millionen Wallonen seien. Andere Forscher kommen zu Ergebnissen, die den Wallonen noch ungünstiger sind. Für 1914 ergeben Berechnungen, die dem kelto-romanischen Volksteile wohlwollen, 4,3 Millionen Flamen, 3,2 Millionen Wallonen bei einer Gesamtbevölkerung von 7,6 Millionen Einwohnern. Auf Grund aller der von uns namhaft gemachten Momente, die zur Kenntnis der Bevölkerungsbewegung notwendig sind, bleibt die Sprachentabelle immerhin noch interessant genug, obschon sie bisher Aufschlüsse über die Rasse nicht bietet. Sie gibt trotzdem Aufschlüsse, wenn man sie richtig zu lesen versteht. Insbesondere wird ein Blick in die Volksbewegung mehrerer Jahrzehnte deshalb von Interesse sein, weil hier Rückgang oder Fortschritt, somit die Zukunft der Sprachen und damit der Rassen eine bemerkenswerte Beleuchtung erfahren. Aus Gründen, für die vorher die Erklärung gegeben wurde, muß die Statistik der letzten dreißig Jahre uns ausreichende Belege für die in Frage stehenden Probleme liefern.

Tabelle a.

Jahr	Nur flämisch	Nur französisch	Nur deutsch	Flämisch und französisch	Flämisch und deutsch	Keine der drei Sprachen
1880	2 485 348	2 230 316	39 550	423 752	2956	6 412
Proz.	47,46	42,59	0,76	8,09	0,06	0,12
1890	2 744 277	2 485 072	32 206	700 997	7028	4 972
Proz.	45,23	40,94	0,53	11,55	0,11	0,08
1900	2 822 005	2 547 805	28 314	801 587	7238	350 263
Proz.	42,16	38,47	0,42	11,96	0,11	5,24
1910	3 220 662	2 833 334	31 415	871 288	8652	330 893
Proz.	43,38	38,17	0,42	11,73	0,12	4,46

Ebenso dürfen die Angaben von Interesse sein, die uns sagen, wie stark die Zahl derer insgesamt ist, die eine der drei staatlich anerkannten Sprachen reden:

Tabelle b.

	Flämisch in Prozent	Französisch in Prozent	Deutsch in Prozent
1880 . . .	55,86	51,60	1,73
1890 . . .	57,47	54,06	2,21
1900 . . .	54,88	52,07	2,16
1910 . . .	55,94	51,61	2,26

Diese Tabellen ergeben zweierlei: zunächst die Quote des Flamentums ist im Steigen, die der Wallonen steht oder befindet sich direkt im Rückgang. Die gewaltige Zunahme der Flamen beruht, worauf schon öfter hingewiesen wurde, trotz aller Abgänge auf ihrer mächtigen natürlichen Zunahme. Sie beträgt in einem Menschenalter fast 4,5 Millionen, während zur selben Zeit die Wallonen nur etwas mehr als eine halbe Million anwuchsen. Zugrunde gelegt sind hier die Zahlen, die uns vom nationalen Standpunkte ganz sicher führen, nämlich die, welche uns die nur flämisch resp. wallonisch redenden angeben. Zu bedenken ist, daß unter diesen nur Einsprachigen keineswegs alle Flamen, wohl aber die überwältigende Mehrheit der Wallonen sich befindet. Diese Erwägung läßt uns das Anwachsen der flämischen Rasse in noch viel deutlicherm Lichte sehen. Daß ihnen die Zukunft gehört, beweist die Statistik ganz ohne Zweifel, um so mehr, wenn wir bedenken, mit welchen Widerständen sie zu rechnen hatten. Der scheinbare Rückgang oder die langsame Vermehrung der beiden letzten Jahrzehnte wird zwanglos dadurch erklärt, daß dabei die Kinder unter zwei Jahren nicht mit berechnet sind, die bei den frühern Zählungen der Nationalität des Hausstandes, dem sie

angehörten, zugerechnet wurden. Daraus erklärt sich auch der Umstand des prozentualen Rückganges der Flamen in Tabelle b.

Das zweite Ergebnis, das unser besonderes Interesse in Anspruch nimmt, ist die Bewegung der Doppelsprachigen; das sind die, welche wallonisch und flämisch sprechen. Auf sie verweisen die Feinde der national-flämischen Bewegung immer wieder mit Recht, indem sie erklären, daß hier die ideale Lösung der ganzen Sprachenfrage liege, da praktisch eine immer größere Zahl von Belgiern sich die *beiden* Hauptsprachen aneigne; es sei eine Lösung, die überdies die streitenden Teile deshalb voll befriedigen müsse, weil beide sprachlich so zu ihrem Recht gelangten. Jostes gibt in seinem Buche: Die Flamen im Kampf um ihre Sprache und ihr Volkstum, für 1912 die Zahl der Doppelsprachigen sogar auf 1 262 004 an. Aber wir wissen, daß gerade die Doppelsprachigen die gefährlichsten Feinde der Flamen sind, denn unter diesen Doppelsprachigen befindet sich nur ein Bruchteil von Wallonen. Karl Brämer berechnet, daß knapp ein Fünftel Wallonen seien. Der Wallone lernt kein Flämisch, weil er es nicht braucht, denn die Kenntnis der französischen Sprache, deren Aneignung ihm geringe Mühe kostet, schließt ihn an ein mächtiges Kulturbecken an. Er lernt das Flämische eben nur, wenn es sein muß, etwa weil Geschäftsverbindungen ihn zwingen; denn wallonische Staatsbeamte, die flämisch sprechen können, befinden sich unter ihnen erschreckend wenige. Von schwächlichen Versuchen abgesehen, hat die Regierung gerade in diesem Punkte, wo man am ehesten Gerechtigkeit fordern durfte, eine Steifnackigkeit gezeigt, die ebenso unklug wie verkehrt war. Endlich hat der sprachlich ohnehin nicht sonderlich begabte Franzose gerade beim Niederdeutschen ganz gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden.

Es gibt auch eine wallonische Bewegung, der wir naturgemäß eine geringere Aufmerksamkeit schenken. Ihre Absichten sind nicht so reiner Art. Sie verfolgt in erster Linie politische, sagen wir es nur, französische Ziele. Hier ist die Verbreitung der Sprache ein mächtiges Mittel der Republik. Frankreich entblödete sich nicht, mit Hilfe der Wallonen politische Zwecke zu verfolgen, es setzte im Etat eine Summe aus für die Propaganda, unterstützte die belgische Presse, zeichnete deren Redakteure durch Bändchen und Orden aus, die »Alliance française«, die »Vulgarisateurs« arbeiten ihnen in die Hände; französische Gesandte der belgischen Regierung saßen den wallonischen Kongressen vor, auf denen sich Wallonen und Franzosen verbrüderten. So haben die Wallonen den Nationalitäts- und Sprachenkampf vergiftet. Daß sie der gewaltigen Erhebung der germanischen Massen

im Norden sich je länger desto weniger gewachsen fühlten, mag dazu beigetragen haben, sich immer deutlicher der Republik in die Arme zu werfen. Die Tragik des Staates, der sich vor die Aufgabe gestellt sah, zwei mächtige Volksgruppen, die sich ihrer Nationalität und Sprache voll bewußt geworden waren, in seinem Körper zu vereinen, tut sich vor uns auf. Das Blatt »Flandre Liberale« durfte am 26. Juni 1912 schreiben: „Eine enorme Zahl von Wallonen würde gegenwärtig glücklich sein, mit Frankreich verbunden zu werden. Es genügt, Freunde und Verwandte in Wallonien zu haben, um davon absolut überzeugt zu sein." Der Abgeordnete von Charleroi, Jules Destrée, aber richtete im August 1912 an den König seinen berühmten offenen Brief; dort heißt es: „Sire, es gibt überhaupt keine Belgier — Belgien ist ein Gebilde der Politik, das Werk der Diplomatie. Es wurde künstlich zusammengesetzt, es besitzt keine Nationalität. Es gibt keine belgische Volksseele. Eine Verschmelzung von Flamen und Wallonen ist gar nicht wünschenswert, und wenn man sie wollte, könnte man nur feststellen, daß sie unmöglich sei. Sire, es gibt in Belgien Flamen und Wallonen, aber keine Belgier." Man sieht, wo die Totengräber des belgischen Staates sitzen!

Damit sind wir eigentlich bei dem Gegenstande wieder angelangt, von dem wir ausgegangen waren. Das Zeitalter, in dem das Nationalitätenprinzip beinahe ein Scheidungsmoment geworden ist, wie die Konfession in frühern Jahrhunderten, bringt es mit sich, daß bei Behandlung des Sprachenproblems von selbst das Rassenproblem und damit hochpolitische Fragen auftauchen.

Die Eigenart Belgiens ist die, daß hier Sprachen- und Rassenproblem besonders verwickelt und bunt erscheinen. Der Sprachenkampf war es, der dem Lande das letzte alle Belgier umschlingende Band nahm, in dem nun die gemeinsame Konfession, die Brücke von 1831, ihre einigende Kraft nicht mehr wirksam zu machen vermochte.

Im Norden Flamen, im Süden Wallonen, im Norden Klerikalismus, im Süden Sozialismus, im Norden Ackerbau, im Süden Industrie, im Norden Ebene, im Süden Berge — ein Land der Gegensätze — das ist Belgien.

Literatur

Das Interesse, welches die Öffentlichkeit heute an Belgien nimmt, hat eine Flut von Werken hervorgebracht. Ihr Wert ist sehr verschieden. Hier sind nur solche angeführt, die über den Tag hinaus Interesse zu erregen vermögen oder Probleme behandeln, die auch in der Folge wirksam bleiben. Vollständigkeit konnte und sollte nicht erstrebt werden.

Neerlandia, Orgaan van het Algemeen Nederlandsch Verbond. Dordrecht 1897 ff

Th. Coopmann en Jan Brockaert, Bibliographie van den Vlaamschen Taalstryd. Ausg. d. Kgl. Vlaamschen Akademie 1904 ff.

M. Wilmotte, Le Wallon, histoire et litérature des origins à la fin du 18 siècle. Brüssel 1893.

A. Heumain, Le mouvement litéraire belge d'expression française depuis 1880. Paris 1913.

Th. Coopmann en L. Scharpé, Geschiedenis der Vlaamsche Letterkunde sedert 1830. Antwerpen 1909.

Annuaire statistique de la Belgique et du Congo Belge.

P. Fredericq, Sclets eener geschiedenis der vlaamsche beweging. I—III, Gent 1906—1909.

G. Kurth, La frontiére linguistique en Belgique et dans le nord de la France. frontière 1898.

Th. Deneke, Sprachverhältnisse und Sprachgrenze in Belgien und Nordfrankreich, Hamburg 1915.

J. Niederländer, Die Mundart von Namur. Ztschr. f. rom. Philol. Bd. XXIV.

J. H. Winkel, Geschichte der niederländischen Sprache (Pauls Grundriß der germanischen Philologie I.) Straßburg 1901.

H. Pirenne, Geschichte Belgiens, Gotha 1899—1913.

P. Oßwald, Belgien 1915. Leipzig.

F. Jostes, Die Flamen im Kampfe um ihre Sprache und ihr Volkstum, Münster i. W. 1915.

K. Hampe, Belgiens Vergangenheit und Gegenwart, Leipzig 1915.

G. Siösteen, Das moderne Belgien, Berlin 1909.

M. Rooses, Geschichte der Kunst in Flandern, Stuttgart 1914.

Der Kampf um Belgien, Heft 1 ff. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit, M.Gladbach 1915.

Belgien, Land, Leute, Wirtschaftsleben. Herausgegeben im Auftrage des Kaiserl. Deutschen Generalgouvernements, Berlin 1915.

V. Valentin, Belgien und die große Politik der Neuzeit, München 1915.

Zur raschen Orientierung in alle vorliegenden Fragen eignet sich vortrefflich:

Winkler-Prins-Geïlustreerde Enzyklopädie, Amsterdam 1905 ff. III. Aufl. Besonders Band 3 u. 12.

Sachregister



Volksvereins-Verlag G

Spahn, Prof. Dr. Martin, Im Kampf um unsere Zukunft. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. Zweite Auflage. 6.—8. Tausend. 8° (67) 1915. 60 Pf.

Inhalt: Einleitung. Deutschland und Frankreich. Rußland und Österreich auf dem Balkan. England. Von der Großmacht aufwärts zur Weltmacht. Geschichtstafel.

— **Bismarck.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 8° (357) 1915. Preis broschiert ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—

Inhalt: Vorwort. Erster Abschnitt: Jugendjahre. Zweiter Abschnitt: In der Schule des öffentlichen Lebens und der auswärtigen Politik. Dritter Abschnitt: Die Lösung der deutschen Frage. Vierter Abschnitt An der Schwelle einer neuen Zeit. Anmerkungen. Register.

Mumbauer, Johannes, Vaterland! Gedanken eines katholischen Deutschen über Volk, Staat, Rasse und Nation. 8° (36) 1915. 60 Pf.

Mumbauer, Johannes, Der deutsche Gedanke bei Ketteler. 8° (47) 1916. ℳ 1.20

Becker, Liane, Deutsche Art. Leitgedanken und Streiflichter zu ihrer Förderung. 8° (104) 1916. Geb. ℳ 1.20

Deutschland und das Mittelmeer. Sechs Abhandlungen aus der Sammlung „Der Weltkrieg". Der Weltkrieg und die Orientfrage (Beusch); Die Balkanpolitik Italiens (von Sosnosky); Italien (Spahn); Weltkrieg und Islam (Froberger); Österreich-Ungarn und der Balkan (von Sosnosky); Spanien und der Weltkrieg (Froberger). Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. 8° (114) 1916. ℳ 1.20

Rußland. Elf Abhandlungen aus der Sammlung „Der Weltkrieg". Der Krieg und die Polen (Bachem); Das russische Volk (Keyser); Die russische Kirche (Merkle); Kurland (Brentano); Der Weltkrieg und Litauen (Brunavietis); Litauen und Bessarabien (Schemaitis); Die Ukraine (Kisky); Die Russen in Lemberg (van Gember); Rumänien (Krauß); Bulgarien (Krauß); Rußland Serbiens Totengräber (Gopcevic). Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. 8° (228) 1916. ℳ 2.80